Lützelburg

Mützelburg

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Das Schloß an der Ostsee.

Erzählung

von

Adolf Mützelburg.

Berlin.
Verlag von E. Mecklenburg (B. Brigl).
1869.

Das Schloß an der Ostsee.

Erzählung

von

Adolf Mützelburg.

I.

Einer der gewaltigsten Stürme, welche seit Jahren die gefährliche Ostsee aufgewühlt, war vorübergebraust. Am Morgen noch hatte sich ein Mensch kaum aufrecht erhalten können, wenn die Windsbraut ihn auf ungeschützter Stelle ergriff. Aber gegen Mittag war der Himmel plötzlich klar und die Luft ruhig geworden. Aus dem blauen Aether strahlte die Oktober-Sonne nieder, als wolle sie über einem zweiten Frühling leuchten. Nur die See ging noch hoch und in langen, unruhigen, sich überstürzenden Wellen rauschte sie donnernd auf den flachen, sandigen Strand, der sich am Fuß der mit Buchen bewaldeten Berge dahin zog.

Es war ein eigenthümlicher Gegensatz: diese strahlende Sonne, der blaue Himmel, die ruhigen, hier und dort schon röthlich gefärbten Buchenkronen, der tiefe Frieden auf dem Lande — und dort unten die endlose, bis zum Horizont mit Schaum bedeckte See, die sich hineinarbeiten zu wollen schien in das Land, und deren zischend heransprühende Wellen doch immer wieder ohnmächtig zurückrauschten, verzweifelnd grollend ob des ohnmächtigen Beginnens. Kein Fahrzeug nah und fern, nicht einmal ein verwegener Dampfer, nur Möven über der wildbewegten Wasserwüste, so weit das Auge blickte. Doch nein. Da, in weiter Ferne, fast am Horizont, zeigte sich ein dunkler Punkt. Für das bloße Auge war er kaum

erkennbar. Aber mit dem Fernrohr mußte sich bereits unterscheiden lassen, ob es ein Schiff in Fahrt, oder in Noth, oder ein Wrack sei.

Und ein solches Fernrohr war jetzt auf jenen Punkt gerichtet, von dem Balkon eines Gebäudes aus, das sich auf hohem Berge hart an der See erhob und sowohl durch seine stattliche Erscheinung, wie durch seine Ausdehnung den Namen eines Schlosses verdiente.

Auf diesem Balkon — man hätte ihm wegen seiner Größe auch die Bezeichnung einer gemauerten Veranda geben können — saßen vier Personen um den Kaffeetisch, zwei ältere und zwei jüngere. Der Hausherr ließ sich leicht erkennen an dem langen, bis oben zugeknöpften Rock, wie man ihn eben nur zu Hause zu tragen pflegt. Obgleich er noch nicht über die Fünfziger hinaus schien, waren sein starkes Haar und der mächtige Schnurbart bereits schneeweiß, und das magere, aber von der Luft geröthete Gesicht zeigte auf der Stirn tiefe Furchen und um die Augen und den Mund frühzeitige Falten. Die buschigen weißen Brauen hingen tief auf die blauen Augen nieder und verdeckten sie halb, ohne ihnen ihre Schärfe und ihren Glanz nehmen zu können. Der ganze Ausdruck der markirten Züge hatte etwas Verschlossenes, Trotziges, Abweisendes. Neben ihm stand auf einem Gestell das große Fernrohr, und von Zeit zu Zeit sah der Hausherr hindurch, nach jenem schwarzen Punkt.

Ihm zur Seite saß eine Dame, die nur wenige Jahre jünger sein mochte und an ihrer zwar eleganten, aber doch bequemen Toilette leicht als die Hausfrau zu erkennen war. Auch ihr Gesicht hatte etwas Herbes und Strenges und aus den dunkelbraunen Augen blitzten unverkennbar Klugheit und Energie.

Diesen beiden Leuten gegenüber befand sich das jüngere

Paar — ein ungefähr achtzehnjähriges Mädchen mit sanftem, regelmäßigem Gesicht und freundlichen hellen Augen und ein vielleicht dreißigjähriger Mann, dessen kecke Züge, verbunden mit dem Schnitt des dunklen Haares und Bartes, auf einen Militair in Civil oder einen früheren Offizier zu deuten schienen. Er plauderte angelegentlich und heiter mit dem jungen Mädchen, das jedoch meist die Augen niederschlug oder den Kopf seitwärts nach der See zu wandte, wenn er sie anhaltend mit seinem gar zu sichern, etwas übermüthigen Blick musterte.

Offenbar hörte ihm die Hausfrau aufmerksamer zu, als die beiden anderen Tischgenossen. Der Hausherr blickte wiederholt durch das Fernrohr.

„Nun, was ist es, Franz?" fragte ihn die Hausfrau, als er das Auge wohl eine Minute oder länger an dem Ocular behielt.

„Ein Wrack," erwiderte er. Dann stand er auf und verließ mit einigen flüchtigen Worten der Entschuldigung den Balkon.

Fast unmittelbar darauf sagte das junge Mädchen: „Ach, liebe Tante, ich habe ganz vergessen, daß ich heute noch nach Volckenberg schicken muß! — Ich bin bald zurück," und verließ ebenfalls den Balkon.

So blieben denn die Hausfrau und der junge Mann sich allein gegenüber.

„In der That eine reizende Erscheinung!" sagte der Letztere und ließ die Hand leicht über den Schnurrbart gleiten. „Aber, wissen Sie, gnädigste Frau, ich scheine nur sehr langsam zu avanciren. Sagen Sie offen — kommt es Ihnen nicht auch so vor?"

„Sie vergessen, daß es einer Dame nicht ziemt, entgegen zu kommen, lieber Herr Lieutenant," antwortete die

Hausfrau. „Wahrscheinlich sind Sie von früher her etwas verwöhnt. Meine Nichte ist trotz ihrer Sanftmuth ein ziemlich selbstständiger Charakter. Sie wird nicht im Sturm erobert, wie die Herren das lieben; sie will umworben sein."

„Ganz wohl, gnädigste Frau," sagte der junge Mann. „So habe auch ich den Charakter der Comtesse aufgefaßt. Aber meinen Sie nicht, daß ich sehr eifrig werbe?"

„Nun ja," erwiderte die Dame. „Aber Sie verlangen zu viel. Heut sind es gerade vierzehn Tage, daß Sie Ihren ersten Besuch bei uns machten. Ich meine, das ist eine zu kurze Zeit, um ein ganz freies Herz für sich zu gewinnen. Marianne hat bis jetzt noch nie daran gedacht, daß Jemand ernstlich um sie werben könne."

„Ein ganz freies Herz — sehen Sie, gnädigste Frau, das ist es!" rief der Lieutenant, seinen Stuhl näher rückend und die Stimme dämpfend. „Sind Sie wirklich überzeugt, das Herz der Comtesse sei nicht schon durch irgend eine andere Neigung in Anspruch genommen?"

Die Dame sah ihn mit ihren großen Augen fragend und aufmerksam an. Seine Miene war etwas ernster geworden und hatte einen erwartenden, spähenden Ausdruck.

„Ich wüßte nichts, auch nicht das Geringste, Herr von Bittensee, was auf irgend eine Neigung Mariannens hindeuten könnte," sagte sie dann, langsam den Kopf schüttelnd. „Soll ich Ihnen die volle Wahrheit sagen, so muß ich gestehen: ich halte meine Nichte für etwas befangen. Sie ahnt zum ersten Mal, daß ihr eine ernste Bewerbung in bestimmter Absicht dargebracht wird — keine vorübergehende zwecklose Huldigung. Wäre das Letztere der Fall, so würde sie frei und heiter sein, wie immer. Jetzt aber ruft das Bewußtsein, es handle sich um einen folgenschweren Antrag, auch in ihr einen gewissen Ernst und eine durchaus

natürliche Befangenheit hervor, die Sie sich, meiner Ansicht nach, zu Ihren Gunsten auslegen können."

„Ich bin unendlich dankbar, gnädigste Frau!" rief der Lieutenant und küßte die Hand der Dame, die er schnell ergriffen hatte. „Möge es so sein, wie Sie sagen! Ich für mein Theil bin von Comtesse Marianne bereits in einer Weise eingenommen, wie nie für eine andere Dame. Wenn irgend ein Wesen auf der Welt, so glaube ich, könnte die Comtesse mich zu einen ruhigen, soliden Mann machen."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie doch noch zweifeln?" fragte die Hausfrau mit einem aufmerksamen Blick.

„O nein, ich scherze nur," erwiderte er lachend. „Es ist ja eine alte Wahrheit, daß Leute wie ich, die ein wenig toll gelebt haben, die besten Ehemänner werden. Sie sollen es gewiß nie bereuen, mir Ihre Protektion geschenkt zu haben. . . ."

Er unterbrach sich, denn die Hausfrau, die einen Moment über die Brüstung des Balkons geblickt hatte, war hastig aufgestanden. Auch er erhob sich.

„Was ist das?" rief die Dame. „Mein Mann dort unten am Strande — das Boot wird hinausgeschoben — was bedeutet das? Will er hinaus in die See? Unmöglich! Und doch — jenes Wrack! Wenn er entdeckt hat, daß Menschen in Gefahr sind, ist er im Stande, sein eigenes Leben zu wagen, wie so oft. Es ist eine Manie bei ihm, fast eine Art Wahnsinn, die mich schon oft in die furchtbarste Angst versetzt hat. Bei Gott — es ist so! Er läßt die Segel herbei bringen — nein, das dulde ich nicht. Ich muß hinunter, ich lasse ihn nicht fort. Das ist offenbarer Wahnwitz; er muß zu Grunde gehen! Entschuldigen Sie mich, Herr Lieutenant!"

Sie eilte in das Innere des Hauses. Der junge Mann,

der ihr erstaunt zugehört, strich sich abermals seinen Schnurrbart und blickte hinab nach dem Strand. Der Hügel, auf dem das Schloß sich erhob, fiel nach der Seeseite steil ab und man konnte den ganzen Strand überblicken. Unten, dicht an der steilen Bergwand, erhob sich ein länglicher Schuppen, wie man sie an der See häufig findet, um Boote in ihnen während des Winters oder bei hohem Wellengange zu bergen. Aus diesem Schuppen hatte man vermittelst Walzen ein Boot von mittlerer Größe herausgerollt, nach der See zu. Einige Männer waren damit beschäftigt, das Steuer einzuhängen und die Segel zu befestigen. Der Schloßherr, in kurzer Wachstuchjacke, einen breitrandigen sogenannten Südwester auf dem Kopf, stand daneben und schien, aus einzelnen kurzen Handbewegungen zu schließen, seine Befehle zu geben.

„Ich möchte wohl hinuntergehen und mir den alten Kauz anschauen, wie er bei dieser Brandung in die See sticht", dachte der junge Manu bei sich; „aber er wäre im Stande, mich aufzufordern, ihn zu begleiten, und dazu habe ich nicht die mindeste Lust. Was zum Kuckuk steckt hinter dieser Rettungs-Manie, hinter diesem Wahnsinn, wie meine Gönnerin ganz richtig sagte? Es braucht nur ein Haus zu brennen, ein Boot in Gefahr zn sein, so ist der wunderliche Patron bei der Hand und riskirt seine gesunden Glieder um irgend welcher ganz unbedeutenden Geschöpfe willen, aus denen er sich im gewöhnlichen Leben doch nicht viel macht — denn er hat seinen Stolz, wie nur Einer von uns. Ich will doch einmal durch das Fernrohr sehen."

Es währte einige Zeit, ehe der junge Mann den dunklen Punkt auf dem Meere fand. Dann aber sah er inmitten eines wahren Getümmels von Wogenkämmen und Schaum ein Wrack, das langsam von den Wellen gehoben und gesenkt wurde. Es schien das Vordertheil eines kleinen Fahrzeuges

zu sein. Das untere Stück des Mastes stand noch, und um dasselbe herum flatterten Fetzen von Segeln. Ganz vorn erblickte er eine, wie es schien, männliche Gestalt, die zu knieen oder zu sitzen schien und neben der ein weißes und ein rothes Tuch im Winde flatterten.

„Teufel — das ist eine Situation, die ich mir nicht gönnen möchte!“ flüsterte er fast erschreckt. „Die Wellen können das Wrack jeden Augenblick zerschlagen und der Mensch, der dort sitzt, muß bereits von dem Spritzwasser sehr mürbe sein. Will der alte Ernecow zu dem hinaus? Das könnte ihm doch schlecht bekommen. Nun, was geht's am Ende mich an! Die Erbschaft wird dadurch nicht kleiner, und zurückhalten läßt sich der alte Eigensinn doch nicht!“

Darin schien er vollkommen Recht zu haben. Denn die Hausfrau, die, wie sie ging und stand, den Berg hinabgeeilt war, trat jetzt auf den Gatten zu. Ihn mit großen, zürnenden Augen anblickend, fragte sie ernst: „Franz, was willst Du thun? Denkst Du an Dich und an mich?“

Der Schloßherr, der vorher so ruhig auf dem Balkon gesessen, war jetzt ein ganz Anderer. Die weißen Brauen hingen ihm noch tiefer über die Augen und der zusammengepreßte Mund öffnete sich nur zu kurzen Worten. Aber in seiner ganzen Haltung lag etwas fieberhaft Erregtes, das sah man an dem Leuchten seines Blickes, an der Art, wie er den Arm hob, um hin und wieder einem Befehle Nachdruck zu geben.

„Geh hinauf, Sophie!“ sagte er, ihren Blick ruhig aushaltend.

„Du willst in die See hinaus, bei diesem Wellengang?“

„Ja.“

„Und Du glaubst, daß ich es zugeben würde?“ rief sie.

„Ich denke ja,“ erwiderte er mit einem leichten Auf-

blitzen des Auges. „Frommelt, treibt den Keil fester ein! So ist es gut. Nun hinein in die See mit dem Boot. Etwas mehr rechts, sonst treibe ich an das Badehaus!"

Diese Befehle gab er, seiner Frau den Rücken zukehrend, als sei sie nicht mehr da.

Für einen Moment flammte es in ihren Augen auf, wie Zorn. Dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter.

„Franz," sagte sie mit weicher Stimme, „dieses eine Mal sei mir zu Willen! Es ist keine Möglichkeit, jenes Wrack zu erreichen."

„Ich kenne mein Boot, Sophie," antwortete er etwas milder, aber mit entschiedenem Ton. „Fürchte nichts. Es ist ein Lootsenboot, und die See kann mir nichts anhaben, es ist ja wenig Wind mehr. Es hängt Alles davon ab, geschickt zu steuern, und das verstehe ich. Nun, leb wohl! Richte unten das Häuschen ein, für den Fall, daß ich den Mann noch lebend finde und mit zurückbringe."

Er reichte ihr die Hand, die sie mechanisch nahm. In dem Augenblick kam eine jugendliche Gestalt durch die Buchen den Berg herabgeflogen, das Gesicht geröthet, das helle Haar gelockert von dem raschen Lauf.

„Onkel, Onkel!" rief sie, noch ehe sie den Strand erreicht, „Du darfst nicht hinaus. Nein — nimm mich wenigstens mit Dir!"

Der Schloßherr schien sie gar nicht gehört zu haben. Er ging schnell nach dem Strande.

Die Schiffer, von dem Schaum der Wellen bespritzt, standen halb im Wasser und hielten das Boot, in das der Schloßherr jetzt mit jugendlicher Gewandtheit hineinsprang.

„Nun los!" rief er, sich sogleich an das Steuer setzend und den Griff desselben mit fester Hand erfassend. „Mehr nach links, damit ich das bischen Wind fasse. Vorwärts!"

Die drei Männer — kernige Seemannsgestalten, mit Wasserstiefeln, die ihnen bis an den Leib hinaufreichten — setzten ihre ganzen Kräfte an, schoben das Boot hinaus in die Brandung und gaben ihm dann noch einen gewaltigen Stoß. Das schlaffe Segel füllte sich — den Augenblick darauf war das Boot hinter einer langen, stolz heranrauschenden Welle verschwunden — nur den Mast mit dem flatternden rothen Wimpel sah man.

„Glücklich hindurch!“ sagte der alte Frommelt, dem Fahrzeug nachblickend und schüttelte unwillkürlich den Kopf.

„Weshalb ist nicht wenigstens Einer von Euch mit ihm gefahren?“ rief die Herrin, und aus ihrer Stimme klang es wie verhaltenes Schluchzen.

„Der gnädige Herr hatte es bestimmt verweigert“, antwortete Frommelt. „Wenn's gefährlich ist, thut er's allein!“

Marianne, die inzwischen neben ihre Tante angelangt war, hatte Hände und Stirn auf die Schulter derselben gelegt und zitterte vom Kopf bis zum Fuß.

„Es ist nicht so schlimm, gnädigste Gräfin“ sagte der alte Schiffer, der es bemerkte. „Das Boot kann viel aushalten. Es ist ein ächtes Rettungsboot, schlank und tief. Ich wäre ohne Besinnen mitgefahren, wenn's der Herr nur erlaubt hätte.“

Marianne erhob den Kopf nicht; ihre Tante blickte starr auf die See. Das Boot war schon mehr als hundert Schritt vom Lande und hob und senkte sich wie eine Nußschale.

„Mein Gott, mein Gott, warum ist der Onkel so starrsinnig?“ flüsterte Marianne. „Weshalb vermag keine Bitte ihn zurückzuhalten, wenn er Gefahr sieht?“

„Ich weiß es nicht; er war immer so!“ antwortete die ältere Dame kurz. „Laß uns hinaufgehen. Wir sind hier überflüssig. Gott mag ihn beschützen!“

Mit einer Miene, in der Trotz und Wehmuth kämpften und zuletzt ein starrer Ausdruck die Oberhand behielt, wandte sie sich dem Fußsteig zu, der zum Schloß hinaufführte. Marianne hatte ihren Arm in denjenigen der Tante gelegt und schritt neben ihr, mit gesenktem Kopf, mühsam ihre Thränen zurückhaltend. Als sie oben, auf der Terrasse vor dem Schloß, angelangt waren, blickten Beide unwillkürlich hinter sich. Das Boot tanzte jetzt mitten auf den Wellen und bewegte sich, nicht eben schnell, aber doch sicher der hohen See zu.

„Wir vergessen ganz, daß Herr von Bittensee uns auf dem Balkon erwartet", sagte die Tante, mit einem tiefen Athemzuge, der wie Erleichterung klang.

„Ich komme bald", erwiderte Marianne leise. „Nur noch einige Minuten!"

Sie trennten sich; Frau von Erneckow stieg die große Freitreppe hinan, Marianne trat in die unter derselben befindliche Thür. Dabei bemerkte sie das Gesicht eines schon bejahrten Mannes an einem Fenster des hohen Kellergeschosses. Dort waren die Gesindestuben und die Küche.

„Nun, Wilhelm, was sagen Sie wieder zu dem Onkel?„ fragte sie mit Thränen in den Augen.

„Es ist ja immer so gewesen, gnädigste Comtesse," sagte der Diener, der einige Jahre älter sein mochte, als der Schloßherr. „Es hält ihn nichts davon zurück — ich habe es längst aufgegeben."

„Aber was treibt ihn dazu, Wilhelm? Wissen S i e es nicht?" fragte das junge Mädchen leise und doch voll Eifer und Angst.

Der Diener erwiederte ihren Blick mit einem eigenthümlichen Ausdruck seiner klugen und treuen Augen. Dann schüttelte er den Kopf; Marianne ging traurig in das Haus.

„Ich würde wohl nicht anders thun, wenn ich Dasselbe auf dem Herzen hätte!“ flüsterte er darauf still vor sich hin und nickte ernst mit dem Kopfe, während er wieder in die See hinausschaute. —

Inzwischen näherte sich, wie erwähnt, das Boot seinem Ziele, freilich sehr langsam. Der alte Herr saß am Steuer, wie aus Marmor gehauen. Selbst die Bewegungen, die er zuweilen mit der linken Hand machte, um das Tau fester anzuziehen oder zu lockern und dadurch mehr Wind zu fangen oder das Segel nachgeben zu lassen, nahmen ihm nichts von diesem ehernen Ausdruck, denn sie ließen die starre Ruhe, welche ihnen folgte, nur um so deutlicher erscheinen. Wahrlich, dieser Mann kannte keine Gefahr und seine Seele war von einem Gedanken in Anspruch genommen, der ihn Alles, außer diesem Einen, vergessen ließ! Und dabei beherrschte er das Element, so weit ein Mensch es beherrschen kann. Er wußte den schwachen Wind so gut zu benutzen, das Steuer so geschickt zu lenken, daß er sicher hindurch glitt durch jede Welle, mochte sie auch noch so drohend mit gischendem Kamm heranrauschen. Freilich war es eine mühevolle Fahrt, namentlich, als das Boot die freie See erreichte, wo die Wellen regelmäßiger gingen, aber auch der Wind ungünstiger wurde. Hier erhob sich der alte Herr zuweilen, um sich zu überzeugen, daß er die Richtung nicht verloren habe. Nein, noch hielt er sie inne. Auch kam ihm das Wrack, von jeder Welle eine kurze Strecke weiter getragen, näher und näher.

Es war jetzt gegen fünf Uhr Nachmittags und die Sonne stand bereits tief. Erreichte Herr von Erneckow das Wrack und gelang es ihm, den Schiffbrüchigen, der sich auf demselben befand, glücklich in sein Boot zu bringen, so konnte

die Rückfahrt verhältnißmäßig kurz sein, denn Wind und Wellen begünstigten ihn alsdann. Als er dem Wrack bis auf einige hundert Schritt nahe gekommen war, richtete er sich wieder auf und rief mit lauter Stimme. Aber Niemand antwortete ihm. Er wiederholte dies einige Mal, aber ohne daß eine Antwort folgte.

„Todt oder ohnmächtig — wahrscheinlich todt!“ murmelte der alte Herr vor sich hin.

Ein frischer Windstoß zwang ihn zur Vorsicht, brachte ihn aber auch näher an das Wrack. Nun sah er deutlich, daß dasselbe aus dem Vordertheil eines kleinen Fahrzeuges bestand, dessen Bauart sehr eigenthümlich und elegant gewesen zu sein schien, ähnlich derjenigen schnell segelnder englischer oder amerikanischer Boote. Daß dieses Wrack sich über dem Wasser erhielt, war vermuthlich nur der Fürsorge Desjenigen zu danken, der sich noch auf demselben befand; denn einige Planken waren auf beiden Seiten so geschickt angebracht, daß sie das Umschlagen des Wracks verhinderten. Auch die menschliche Gestalt sah der alte Herr jetzt ganz deutlich. Sie kauerte mitten auf dem Wrack, hatte die Arme um irgend einen, noch nicht erkennbaren Gegenstand geschlungen und den Kopf tief niedergesenkt. Das fahle, vom Schaum durchnäßte und glatt niederhängende Haar war das Einzige, was Erneckow vom Kopfe zu erkennen vermochte.

Alles hing jetzt davon ab, ob es möglich sei, sich dem Wrack zu nähern und den Todten oder Ohnmächtigen zu erreichen. Das Unternehmen wurde erschwert durch die Planken, welche von dem Wrack in senkrechter Richtung abstanden und ziemlich weit ins Wasser zu reichen schienen, Erneckow mußte versuchen, die Spitze des Wracks zu erfassen, sein Boot am Bug zu befestigen und dann zu untersuchen, ob der Mann lebe oder nicht. Aber das war gerade das Ge-

fährliche des Unternehmens. Die mächtigen Wellen konnten Boot und Wrack aneinanderschleudern, und wenn Erneckow auch für sein gut gebautes Boot nichts fürchtete, so ließ sich doch mit Sicherheit annehmen, daß das Wrack bei einem solchen Zusammenstoß sich lösen und von den Wellen vernichtet werden würde. Ja, wäre der fremde Mann dort auf dem Wrack bei Besinnung gewesen, hätten sie Beide sich in die Hände arbeiten können, dann wäre die Aufgabe erleichtert worden. Nun, sie mußte auch jetzt versucht werden!

Die Sonne sank soeben prachtvoll glühend in das Meer, als der alte Herr das Wrack erreichte. Es gelang ihm, einen Zusammenstoß zu vermeiden und ein Tau um einen hervorstehenden Pflock am Bug zu werfen. Das Segel seines eigenen Bootes ließ er im Winde flattern, damit es neben dem Wrack hertreibe. Nun schwang er sich auf das Wrack. Zeit war nicht zu verlieren. Das Boot mußte sich, sobald es nicht mehr vom Steuer gelenkt wurde und seine Breitseite ungeschützt den Wellen darbot, mit Wasser füllen. Erneckow, sich an den Planken des Wracks festhaltend, das unter jedem Wellenschlage erzitterte und zu bersten schien, kroch zu dem Fremden hin und richtete den Kopf desselben in die Höhe.

Aber als ob er ein Gespenst gesehen, fuhr er zurück und ein matter, heiserer Schrei des Entsetzens rang sich über seine Lippen. Er ließ den Kopf des Fremden sinken, doch nur für einige Sekunden — dann hob er ihn wieder empor.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne überströmten das Gesicht des Fremden mit ihrer purpurnen Gluth und verliehen den blassen Zügen einen trügerischen Schein des Lebens. Es war ein schönes, ausdrucksvolles Gesicht, aber starr, wie das eines Todten. Eine große Narbe auf der Stirn leuchtete blutroth im Widerschein der sinkenden Sonne;

das einst blonde, jetzt fahle Haar hing wirr um den Kopf der Mund war halb geöffnet — der Mann sah aus, wie ein Erschlagener.

Erneckow hielt den Kopf mit beiden Händen und sah ihn an, immerfort, starr, mit weitgeöffneten Augen. Der alte Herr hatte doch Todte genug gesehen. Warum ergriff ihn bei dem Anblick dieses Gesichts ein so jähes Entsetzen? Er vergaß darüber die Gefahr, die Wellen. Endlich ließ er den Kopf des Fremden wieder sinken. Die Sonne war untergegangen — ein bläuliches Grau hatte sich über die bewegte See gelagert und die Thäler zwischen den Wellen öffneten sich dunkel, wie Gräber. Erneckow wandte sich nach seinem Boote um, langsam, als ob ihm jede Bewegung schwer werde. Wieder entrang sich ein kurzer Ruf seinen erblaßten Lippen. Das Boot war nicht mehr neben dem Wrack; ungefähr hundert Schritt entfernt, trieb es mit flatterndem Segel, schwankend und zitternd, auf den Wellen.

Das Tau mußte sich gelöst haben, während er den Leblosen, sich selbst vergessend, betrachtete.

„Nun, wie Gott will!" sagte er und sein Blick glitt glanzlos dahin über das schnell verschwindende Roth des Himmels und über die dunkle Wasserwüste rings um ihn her. „Heut ist der Tag — dies ist das Antlitz, das mir Gott in meiner letzten Stunde sendet — mein Geschick ist erfüllt. Ich werde die Meinen nicht wiedersehn!" —

II.

Frau von Erneckow war in der That eine Frau von Charakter. Nicht nur die Kränkung wußte sie zu verbergen, die sie über die Hartnäckigkeit ihres Gatten empfand, sondern auch die Seelenangst, von der sie gefoltert wurde. Sie saß

wieder neben Herrn von Bittensee auf dem Balkon und sprach über verschiedene Gegenstände mit ihm, auch über die Waghalsigkeit und die „Rettungs-Manie“ ihres Mannes, und nur eine flüchtige Bewegung ihrer Finger oder ein Zucken ihrer Mundwinkel oder auch ein Frösteln, das sie überlief, verrieth ihre innere Aufregung. Sie hatte jetzt den Platz neben dem Fernrohr eingenommen, den Herr von Erneckow vorher inne gehabt, und sah sehr oft durch das Glas.

Marianne war nur für wenige Minuten auf dem Balkon erschienen. Kaum hatte sie Platz genommen, so war sie von einer Dienerin abberufen worden. Dies konnte nicht auffallen, denn die junge Waise, die sich seit ungefähr zwei Jahren bei ihrer Tante aufhielt, sollte sich ja hier in der Führung der Wirthschaft vervollkommnen und leitete deshalb das Hauswesen fast selbstständig. Heut hatte zwar die Tante etwas mißmüthig gesagt: „So laß doch Johanne allein wirthschaften und gönne Dir etwas Ruhe!“ aber Marianne schien diese Erlaubniß überhört zu haben.

Es war gerade um die Zeit des Sonnenuntergangs und Herr von Bittensee erzählte so eben nicht ohne Geschick und Witz eine kleine Skandalgeschichte aus dem landeinwärts gelegenen Städtchen Wandelin, als Frau von Erneckow, die während dessen gespannt durch das Fernrohr gesehen, einen Schrei ausstieß. Sie hatte bemerkt, daß das Boot ihres Gatten sich von dem Wrack getrennt und ohne Leitung auf den Wellen trieb. Dennoch wußte sie auch jetzt sich zu beherrschen.

„Ich kann mich täuschen!“ sagte sie aufstehend und mit der Hand über die Augen fahrend. „Die Sonne blendet entsetzlich. Sehen Sie durch das Glas, Herr von Bittensee!“

Diensteifrig eilte der junge Mann herbei und legte sein Auge an das Fernrohr.

„Was ist denn das!“ rief er. „Ich sehe Niemand in dem Boot und auf dem Wrack sind zwei Personen neben einander — —“

„So habe ich mich nicht geirrt!“ sagte Frau von Ernecków. „Das Leben meines Mannes ist nun in Gottes Hand. Allmächtiger!“ — sie schlug die Hände vor das Gesicht. „Doch — ich kann nicht helfen!“ fügte sie mit dumpfer Stimme hinzu. „Wir müssen abwarten. Ich habe es immer, immer geahnt. Ein Mal kostet es ihn das Leben! — Herr von Bittensee, dieses Haus wird in der nächsten Stunde ein Haus der Unruhe sein. Ich verzeihe es Ihnen gern, wenn Sie es verlassen!“

„Aber sicher nicht, meine Gnädigste, wenn Sie es mir nicht befehlen!“ antwortete der junge Mann. „Herr von Ernecków ist in großer Gefahr, das glaube ich selbst — aber läßt sich denn gar nichts dagegen thun? Kann man ihm nicht zu Hülfe kommen?“

Die Hausfrau hatte überlegend gestanden. Jetzt schüttelte sie langsam den Kopf.

„Es giebt kein Mittel. Wir müssen abwarten, was die Nacht oder der Morgen bringt,“ sagte sie mit klangloser Stimme. „Von den Fischern und Schiffern wagt sich Keiner hinaus; sie können es auch nicht, ihre Boote sind zu schlecht. Und das Rettungsboot aus Züngermünde wird man uns nicht senden wollen — auch wenn es noch zur rechten Zeit käme — sie gebrauchen es dort selbst wegen der Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen. O mein Gott, mein Gott — hier verdammt zu sein zur Unthätigkeit, während er dort draußen auf dem Wasser schwebt und vielleicht herüberblickt!“

Sie griff hastig nach dem Klingelzug neben der Thür, die vom Hause auf den Balkon führte.

Auf den hellen Klang der Glocke kam Wilhelm, der

alte Diener, herbeigeeilt. Mit ihm zugleich erschien auch Marianne.

„Zünden Sie die große Laterne auf dem Belvedere an!“ sagte Frau von Erneckow zu dem Diener. „Und dann senden Sie sogleich hinab ins Dorf und lassen so viel erwachsene Menschen aufbieten, als sich im Dorfe finden. Sie sollen mit Laternen den Strand entlang gehen, bis nach Baringsdorf, hin und zurück.“

„Haben die gnädige Frau besonderen Grund zur Besorgniß?“ fragte Wilhelm erstaunt. „Der gnädige Herr ist der beste Seemann, den ich kenne, und das Boot ist gut.“

„Er ist nicht mehr auf dem Boote“, antwortete Frau von Erneckow. „Er hat das Wrack bestiegen und das Boot ist fortgetrieben.“

Ein Ruf des Schreckens drang über Mariannens Lippen. Sie blickte starr auf ihre Tante und hielt sich mit den Händen an dem Thürpfosten.

„Das wäre ja ein großes Unglück!“ sagte der alte Diener tief erschüttert. „Ich werde Alles thun, gnädige Frau. Und die Dorfleute lassen es gewiß aus freien Stücken an nichts fehlen. — Verlieren Sie nicht den Muth, gnädigste Comtesse!“ fügte er dann, zu dem jungen Mädchen gewendet, hinzu. „Ihr Herr Onkel ist schon in größerer Gefahr gewesen!“

„Gewiß, Wilhelm hat Recht“, sagte Frau von Erneckow mit starker Stimme. „Triff alle Anordnungen, damit die Diener für die Nacht frei sind und mit nach dem Strande gehen können. Die Hauptsache ist, daß sich Menschen zur Hülfsleistung in der Nähe befinden, wenn das Wrack ans Land getrieben wird. Im Uebrigen geht Alles seinen gewohnten Gang. Herr von Bittensee wird uns Gesellschaft leisten.“

Das junge Mädchen ging mit schwankendem Schritt in das Innere des Hauses, wohin ihr Frau von Erneckow, sich bei dem Lieutenant entschuldigend, bald darauf folgte. Sie sagte dem Lieutenant noch, daß sie ihn im Gesellschaftszimmer, wo inzwischen Licht angezündet wurde, zu treffen hoffe.

Die Dämmerung war angebrochen und die dunkle See, von der sich nur hin und wieder eine höhere Welle als ein schnell verschwindender, weißlich grauer Streifen abhob, bot einen trostlosen Anblick. Deutlicher als bei Tage drang das Donnern der Brandung herauf. Im Belvedere — einem hölzernen, offenen Thurm auf der höchsten Stelle des Berges — begann die große Laterne zu leuchten, die zuweilen angezündet wurde, wenn die Schloßbewohner Spazierfahrten auf der See machten, die sich bis in die Nacht hinein ausdehnten. Auch im Dorfe unten, das freundlich in einem Thalabschnitt zwischen den Bergen lag, wurde es lebendig. Hier und dort tauchten Laternen auf und begannen, Glühwürmchen ähnlich, ihre Wanderung den Strand entlang.

Inzwischen stand Herr von Bittensee noch auf dem Balkon. Er hatte sich eine neue Cigarre angezündet und überlegte. Es schien, als ob der Zufall ihn in unerwarteter Weise begünstigen wolle. Deshalb war es auch nothwendig, diesen Zufall geschickt zu benutzen.

Hermann von Bittensee war der einzige Sohn eines Gutsbesitzers in der Nachbarschaft. An geistigen Anlagen fehlte es ihm nicht, aber man hatte ihn schon in früher Jugend verwöhnt und verzogen. Es verstand sich von selbst, daß er zum Militär ging und er trat deshalb schon mit siebzehn Jahren bei der Husaren-Schwadron ein, die in einem benachbarten Städtchen garnisonirte. Dort nannte man ihn allgemein den „wilden Bittensee", und die Streiche, die man von ihm erzählte, grenzten an Tollheit. Indessen

welcher Vater hofft nicht, daß sich sein Sohn allmählich in die Formen des Lebens finden werde! Der alte Herr von Bittensee war ein reicher Mann und konnte die Thorheiten des Sohnes mit seinem Gelde decken. Auch manche That, die mehr als leichtsinnig war, vergrub er unter einem Haufen Gold. So ging es zehn Jahre lang. Mehr als einmal hatte der junge Bittensee seinen Abschied erhalten sollen; doch um des Vaters willen war noch immer Gnade vor Recht ergangen. Endlich half nichts mehr. Ein roher Streich, zu dem Bittensee in toller Weinlaune seine jüngsten Kameraden angestiftet hatte, kam selbst dem Landesfürsten zu Ohren, und Bittensee mußte in aller Eile seinen Abschied nehmen.

Als er zu seinem Vater zurückkehrte und diesem endlich alle seine Schulden eingestehen mußte, fand sich, daß der Vater, wenn er zahlen wolle, fast ruinirt sei. Und zahlen wollte der alte Herr, der ein Ehrenmann durch und durch war, obgleich ihn der Sohn deshalb im Stillen einen Narren nannte. Es mußten beträchtliche Schulden auf das Gut aufgenommen werden, das bis dahin frei von allen Lasten gewesen.

Nun ging der alte Herr mit dem Sohne freilich sehr streng in's Gebet und auch Hermann, als er seine Lage erkannte, schmiegte sich wie ein Ohrwurm.

„Von der Landwirthschaft verstehst Du bis jetzt nichts", sagte der Vater, „aber ich hoffe, noch lange genug zu leben, um Dich unterrichten zu können. Indessen wenn Du auch ein perfekter Landwirth würdest, so kann Dir das nicht viel helfen, denn die Zinsen fressen unsere Einnahmen auf, das Betriebs-Kapital ist fort und ein einziges schlechtes Jahr kann das Gut unter den Hammer bringen. Es bleibt Dir also nichts übrig, als ernst mit Dir selbst zu reden, Dir

das Gelübde zu geben, daß Du von jetzt ab ein ordentlicher Mensch werden willst und Dich daneben nach einer reichen Frau umzusehen. Ohne eine reiche Heirath bist Du verloren. Dein Aeußeres ist ja leidlich und wenn Du willst, kannst Du auch liebenswürdig sein. Also geh' mit Dir zu Rathe und denke, daß es sich um Deine ganze Zukunft handelt."

Der Plan war ganz im Geschmack des Sohnes. Tiefe Neigungen des Herzens kannte er nicht, und daß man bei der Wahl einer Gattin nur auf seinen Vortheil sehen müsse, fand er ganz in der Ordnung. Er machte deshalb auch mehrere Versuche, die aber fehl schlugen, obwohl er in der That manche äußerliche Gaben besaß, die ein unerfahrenes Mädchen leicht bethören, und es ihm namentlich an der so oft siegreichen Keckheit oder Unverschämtheit nicht fehlte. Sein Ruf stand ihm im Wege; die Eltern wollten einem Manne von solcher Vergangenheit ihr Kind nicht anvertrauen.

Da führte der Zufall ihn mit Frau von Erneckow zusammen und er fand an ihr eine mächtige Gönnerin.

Die Erneckow's stammten aus einer sehr alten Familie, die jedoch im mittleren Deutschland, nicht an der Ostseeküste, ansässig war. Erst vor ungefähr zwanzig Jahren hatte sich Franz von Erneckow hier am Strande angekauft. Es hieß, seine Gesundheit sei nicht die beste und die Aerzte hätten ihm Seeluft empfohlen. Da er ein reicher Mann war, so nahm er bald einen angesehenen Platz unter dem Landadel ein, hielt auch den gesellschaftlichen Umgang mit seinen Nachbarn, soweit dies Anstand und Sitte geboten, aufrecht. Aber eigentliche Freunde fand er nicht, weil er sie nicht suchte. Er war von wenig mittheilsamem, fast verschlossenem Wesen, liebte die Einsamkeit und klagte trotz seines gesunden, kräftigen Aussehens über körperliche Leiden.

So war denn das schöne Schloß an der Ostsee im Ganzen ein stilles, ernstes Haus. Kinder erheiterten es nicht; die einzige Tochter war sehr jung gestorben. Auch Frau von Erneckow machte es nicht heiterer, denn ihr Wesen hatte — entweder von Natur oder durch das Zusammenleben mit dem Gatten — ebenfalls einen ernsten, fast herben Charakter. Doch waren Beide, Herr und Frau von Erneckow, bei ihren Hausleuten und bei den Bewohnern des kleinen Dorfes Strössow, das unterhalb des Schlosses lag, nicht unbeliebt. Sie erfüllten, wenn auch in förmlicher, etwas herablassender Manier, ihre herrschaftlichen Pflichten, hielten die Leute gut, unterstützten die Kranken und Unglücklichen und steuerten zu jedem allgemeinen Zweck bei. Auch war Herr von Erneckow ein guter Landwirth und hielt auf seiner Besitzung, im Hofe und auf den Aeckern, mit Hülfe seines Inspectors gute Ordnung. Der Schloßherr war noch beliebter, als seine Frau. Er hatte bereits mehreren Menschen bei großer Feuersgefahr das Leben gerettet, auch einige Schiffbrüchige mit bewunderungswürdigem Muthe und vollkommener Todesverachtung dem sichern Verderben entrissen. So bedauerte man denn, daß die Familie Erneckow sich von der übrigen Welt etwas fern hielt, ohne sie deshalb zu tadeln.

Vor ungefähr zwei Jahren nun war in das stille Haus ein Gast eingezogen, der zwar keinen rauschenden Glanz, aber doch eine ruhige, freundliche Heiterkeit um sich verbreitete — die Comtesse Marianne, das einzige Schwesterkind der Frau von Erneckow. Diese Schwester hatte einen reichen schlesischen Grafen geheirathet und war vor zwei Jahren mit ihm zugleich an derselben Krankheit gestorben. Herr von Erneckow wurde zum Vormund der sechzehnjährigen einzigen Tochter des Grafen Wiletzki ernannt und es gelang ihm, aus den mannichfachen Erbstreitigkeiten, die von entfernten

Verwandten des Grafen erhoben wurden, für seine Nichte, die nun zugleich sein Mündel war, die Summe von ungefähr dreimalhunderttausend Thalern zu retten, die in sicheren Papieren niedergelegt wurden. Marianne hatte den Oheim, der ihr trotz seines strengen Aeußern die innigste Theilnahme zeigte, so wie die einzige Schwester ihrer Mutter so lieb gewonnen, daß sie erklärte, nur bei ihnen bleiben zu wollen, und als Marianne mit ihnen nach der Ostsee reiste und zum ersten Male auf den Balkon des Schlosses trat und vor Entzücken über das blaue Meer zum ersten Male wieder in die Hände klaschte, um gleich darauf im Andenken an ihren großen Verlust in Thränen auszubrechen: da lächelte auch Herr von Erneckow, was selten geschah, und schloß dann mit feuchten Augen das junge Mädchen in die Arme. „Wir sind nun Deine Eltern und Du bist unser Kind!" sagte er. „Wenn es Dir hier gefällt, so soll dieses Haus Deine Heimath sein!"

Marianne war kein allzu lebhaftes Mädchen, aber heiter, natürlich, ungezwungen, gleich fern von Uebermuth wie von Steifheit — eine tief innerliche Natur. Sie sollte, um ihre Erziehung zu vollenden, ein Jahr lang nach der Residenz gesendet werden; aber sie bat flehentlich, auf dem Schlosse bleiben zu dürfen: es sei so schön, wunderschön hier, und was sie noch lernen solle, werde sie auch hier lernen können. So ließ denn Herr von Erneckow mit Zustimmung seiner Gattin einige Lehrer und Lehrerinnen kommen, die in Strössow — wo man der Badegäste wegen stets auf Fremdenbesuch eingerichtet war — wohnten und Marianne in dem Wenigen unterrichteten, was ihr noch fehlte. Sie war eine gute und aufmerksame Schülerin und besaß seltene Talente, zeigte sie aber nie. Sie lebte nur für Onkel und Tante; für diese spielte und sang, malte und stickte sie. Um die ganze übrige

Welt, sagte sie, kümmere sie sich nicht. Der Strand und der Buchenwald waren ihre höchste Freude. Da ritt oder ging sie mit Onkel Erneckow, segelte mit ihm hinaus in die verlockende See. Und am Abend saß der Oheim auf dem Balkon und lauschte ihrem Spiel oder Gesang. Er hätte dann bis Mitternacht sitzen können; aber die Tante sorgte schon dafür, daß Marianne bald nach zehn Uhr in's Bett ging.

Ueberhaupt bildete Frau von Erneckow einen ganz heilsamen Gegensatz gegen die Sorglosigkeit ihres Gatten, der dem jungen Mädchen, das er längst wie sein eigenes Kind liebte, jeden Willen gelassen hätte. Von Hause aus war Marianne vielleicht nicht zur Wirthschaftlichkeit geneigt, denn so lange die Eltern lebten, hatte man sie, als einzige Tochter, zart wie ein Püppchen behandelt. Aber unter der ernsten Leitung der Tante fügte sie sich bald in die Nothwendigkeit, auch die wirthschaftlichen Angelegenheiten zu ordnen und zu beaufsichtigen, als wäre sie wirklich die Tochter des Hauses. Dazu kam, daß sie keine Ahnung davon hatte, wie reich sie sei. Geld war für sie nur insofern vorhanden, als sie es an Arme, Kranke, Hülfsbedürftige verschenken konnte, und über ihr mäßiges Taschengeld hinaus war die Welt für sie in dieser Beziehung zu Ende. Herr und Frau von Erneckow schwiegen absichtlich über das große Vermögen, das ihr „Kind“ einst erwartete. Sie fürchteten weniger den Einfluß auf Marianne selbst, die, ob arm, ob reich, sich immer gleich geblieben wäre, als die Wirkung auf die Nachbarschaft. Im Ganzen war der Adel jener Gegend nicht reich, und eine Erbin von 300,000 Thalern würde bald in der unangenehmsten, lästigsten Weise von Bewerbern umdrängt worden sein. Bei sich selbst dachten Herr und namentlich Frau von Erneckow,

sie würden schon zur rechten Zeit einen geeigneten Gatten für ihr Mündel finden, und der Schloßherr meinte, ziemlich egoistisch: das habe gar keine Eile.

Da lernte Frau von Erneckow zufällig den früheren Husaren-Lieutenant kennen.

Es war bei Gelegenheit einer Wohlthätigkeits-Konferenz die in Wandelin abgehalten wurde und bei welcher sich Herren und Damen betheiligten. Hermann von Bittensee hatte sich ebenfalls in das Comité wählen lassen, um sich einigen Damen zu nähern, deren Bekanntschaft ihm für seine Heirathspläne geeignet schien. Nach beendigter Konferenz hatte sich ein Gespräch über Politik entsponnen, in welchem Frau von Erneckow mit so hochconservativen Ansichten hervorgetreten war, daß selbst die sonst als höchst gutgesinnt bekannten Träger einiger altadelichen Namen etwas befangen darein schauten. Nur Einer trat entschieden auf Seite der Frau von Erneckow; es war Bittensee, der es für zeitgemäß hielt, mit der äußersten Rechten zu gehen und auch ein orthodox-religiöses Mäntelchen umzuhängen. Nichts natürlicher, als daß die Beiden ihr Gespräch später allein fortsetzten und daß Frau von Erneckow den jungen Bittensee bat, doch einmal auf dem „Dünenschloß" — so wurde die Besitzung gewöhnlich genannt — mit vorzusprechen.

Bittensee nahm die Einladung an, um die Comtesse Marianne kennen zu lernen. Er hielt sie, wie die meisten Nachbarn, für eine arme Waise, glaubte aber, daß die Verwandten sie zur Erbin eingesetzt hätten. Seine Hoffnungen waren bereits ein wenig herabgestimmt; er suchte nicht mehr nach glänzenden, sondern nach leidlichen Partieen, und eine solche schien Comtesse Marianne zu sein.

Daß ihm Marianne, sobald er sie kennen gelernt, gefallen mußte, unterlag keinem Zweifel. Bittensee, welcher

den praktischen Charakter der Frau von Erneckow bald erkannt hatte, ging also ohne Umschweife auf sein Ziel los und gab zu verstehen, daß er glücklich sein würde, die Neigung der jungen Dame zu erringen; freilich müsse sie auch über Mittel verfügen. Darauf lächelte Frau von Erneckow und sagte: „Gewinnen Sie Mariannens Herz; mit allem Andern werden Sie zufrieden sein; Graf Wiletzki war kein armer Mann." Darauf hin hatte Bittensee sogleich genaue Erkundigungen eingezogen und zu seiner höchsten Ueberraschung erfahren, daß Marianne nach ihrer Mündigkeit unbeschränkte Besitzerin eines sehr großen Vermögens sein werde. Einen solchen Goldfisch gab es nicht auf zehn Meilen in der Runde. Bittensee beschloß, keinem Menschen ein Wort von seiner Entdeckung zu sagen, damit nicht — wie er bei sich selber dachte — eine Steeple-Chase nach der schönen und reichen Erbin beginne; um so vorsichtiger aber wollte er im Stillen sein eigenes Schäfchen in's Trockene bringen.

Dieses Ziel war freilich in der kurzen Zeit, während welcher er die Familie Erneckow besuchte, noch nicht erreicht. Er hatte eine Ahnung, daß er Marianne gleichgültig sei, ja, daß sie ihm aus dem Wege gehe. Deshalb verzweifelte er jedoch nicht; er mußte siegen, davon war er überzeugt. — —

Deshalb überlegte er jetzt so eifrig, wie er die Gelegenheit, die sich ihm heut darbot, zu benutzen habe. Große Aufregung, Kummer, Gefahr pflegt die Gemüther einander zu nähern und eine Vertraulichkeit herbeizuführen, die sich sonst oft in Jahren nicht erreichen läßt. Bittensee wußte, daß Marianne ihren Oheim wie eine Tochter liebe. Er mußte ihr also Mitgefühl, innige Theilnahme zeigen und bei dieser Gelegenheit auf ihr Herz wirken. Lag der Gedanke

nicht so nahe, daß ihr ein jüngerer Beschützer zur Seite stehe, während sie den älteren verlor? Von dem Tode des alten Herrn war Bittensee fest überzeugt, schon deshalb, weil er ihn wünschte; denn er hatte recht gut bemerkt, daß ihn der alte Herr mit Mißtrauen betrachte und glaubte kaum, daß Marianne die Einwilligung desselben zu einer Verbindung mit ihm, dem früheren tollen Lieutenant, erhalten werde.

Entschlossen warf er endlich seine Cigarre über die Brüstung des Balkons und ging in das Gesellschaftszimmer. Dort befand sich noch Niemand. Bittensee sagte also einer Dienerin, er werde nach dem Strande hinabgehen, sich dort erkundigen, ob Alles in Ordnung sei, und dann wieder kommen. Er ging auch, aber nicht weit. Im besten Gasthause des Dorfes, in welchem noch einige späte Badegäste wohnten, trank er einige Gläser Portwein, die ihm deshalb nicht schlechter mundeten, weil der Wirth einmal über das andere Mal versicherte, der alte Herr von Erneckow könne unmöglich lebend davonkommen; es sei ein Jammer, aber jede Hoffnung müsse Thorheit genannt werden.

Bittensee ging dann auch nach dem Strande, wo sich die Laternen noch immer hin und her bewegten, hielt sich jedoch dort nicht lange auf, da der Wind am Abend stärker geworden war und die Schaumflocken der brandenden Wellen bis weit über den Strand warf.

Als Bittensee wieder in das Gesellschaftszimmer auf dem Schlosse trat, fand er nur Frau von Erneckow, die an dem großen Tisch saß und vor sich hin schaute.

Bittensee berichtete mit trüber Miene, er sei unten am Strande gewesen; die Leute thäten ihre Schuldigkeit. Aber was könnten sie thun? Das Leben des würdigen, opfer=

muthigen Herrn von Erneckow stehe jetzt nur noch in Gottes Hand!

Die Hausfrau hörte ihm schweigend zu und neigte nur zuweilen traurig den Kopf.

Dann fragte der junge Mann nach der Comtesse Marianne.

„Sie ist in ihrem Zimmer und betet," antwortete die Dame. „Ich habe sie nicht bewegen können, bei mir zu bleiben."

„O, sie sollte sich ihrem Schmerze nicht so leidenschaftlich hingeben!" rief Herr von Bittensee. „Es würde ihr leichter sein, wenn sie in Gesellschaft wäre. Noch ist ja nichts entschieden."

Frau von Erneckow klingelte und sandte zu Marianne, um sie bitten zu lassen, in das Gesellschaftszimmer zu kommen.

Inzwischen trat eine Pause ein. Der Wind war, wie erwähnt, stärker geworden und sauste zuweilen mit einem kurzen Stoße um das Schloß herum. Sonst herrschte die tiefste Stille. Da klang plötzlich vom Korridor her eine klare Männerstimme bis in das Zimmer herein.

„Ich will die gnädige Frau durchaus nicht belästigen," lauteten die Worte. „Wenige Minuten würden mir vollkommen genügen. Hier ist meine Karte; aber der Name wird der gnädigen Frau unbekannt sein."

Unmittelbar darauf erschien das Mädchen in der Thür und meldete, was die beiden Personen im Gesellschaftszimmer bereits gehört.

„Bitte einzutreten," erwiderte die Hausfrau. „Jede Unterbrechung ist fast willkommen zu einer Zeit so furchtbarer Ungewißheit!" fügte sie entschuldigend zu Bittensee hinzu.

In der Thür erschien ein junger Mann von hoher schlanker Gestalt und frischem, offenem Gesicht. Haltung und Kleidung verriethen sogleich einen Mann aus der besten Gesellschaft. Er mochte wenig über fünfundzwanzig Jahr alt sein, zeigte aber in seinem Wesen bereits die Sicherheit des reiferen Mannes. Da er Sporen an den Stiefeln und eine kurze Reitgerte in der Hand trug, so errieth man, daß er zu Pferde gekommen sei. Seine ganze Erscheinung glich der eines wohlhabenden Landwirths.

Sobald die Thür hinter ihm geschlossen, verbeugte er sich sehr artig gegen Frau von Erneckow. Dann fiel sein Blick auf den Lieutenant.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, gnädige Frau, daß ich Sie, ohne von Ihnen gekannt zu sein, um eine kurze Unterredung zu ersuchen wage,“ sagte er, und seine Sprache hatte einen kaum merkbaren, nicht unangenehmen fremden Accent. „Mein Name ist Berthold Landry und ich befinde mich schon seit einiger Zeit hier in der Nähe, auf dem Gute des Herrn Wülfing, als Volontär. Herr von Bittensee wird die Güte haben, meine Worte zu bestätigen.“

Er verbeugte sich dabei gegen den Lieutenant, dessen Stirn sich leicht gefurcht hatte, als er den jungen Mann erkannte.

„Gewiß, es ist so,“ sagte Bittensee, den Gruß kurz erwidernd.

„Bitte Platz zu nehmen,“ sagte Frau von Erneckow, auf einen Sessel deutend. Sie konnte sehr vornehm und förmlich sein und war es in diesem Augenblick.

„Ich danke sehr,“ antwortete der junge Mann und strich sich das reiche braune, großgelockte Haar aus der Stirn. „Meine Anfrage wird Sie nur ganz kurze Zeit in Anspruch nehmen.“

In diesem Moment flog eine helle Röthe über sein Gesicht und er verbeugte sich. Denn Marianne war in einer Seitenthür erschienen.

Kannten sich die Beiden? Fast schien es so, denn auch über Mariannens blasses Gesicht zuckte etwas wie Erkennen und legte sich dann ein flüchtiges Roth. Frau von Erneckow konnte das nicht sehen, denn sie hatte Marianne den Rücken zugewandt. Aber Bittensee mußte es bemerken; seine Züge nahmen den Ausdruck der gespanntesten Erwartung an, seine Augen öffneten sich weiter und die Blicke flogen blitzschnell von Marianne zu dem Fremden. Dann aber kehrte schnell der gewöhnliche Ausdruck in sein Gesicht zurück.

Frau von Erneckow, durch die Verbeugung Berthold's aufmerksam gemacht, wandte sich um und sagte nur: „Meine Nichte!" worauf Berthold die junge Dame abermals fast ehrerbietig begrüßte.

„Es war ein Zufall," sagte er dann, „der mich heut Nachmittag nach der Meierei im langen Thal führte. Dort begegnete mir ein Mann aus Strössow, der mir erzählte, es sei ein Wrack auf der See gesehen worden und Herr von Erneckow habe sich mit seinem Boot hinausgewagt, um einen Menschen, den man auf dem Wrack gesehen, zu retten. Ich ritt darauf sogleich hierher nach Strössow, konnte jedoch keine weitere Auskunft erhalten. Nun geht mich aber die heldenmüthige That des Herrn von Erneckow sehr nahe an. Ich erwarte meinen Vater aus Amerika. Derselbe ist einige Tage in England geblieben. Dorthin schrieb ich ihm, daß ich, da Herr Wülfing krank ist — wie Sie vielleicht wissen — in sehr wichtigen Angelegenheiten nach Polen reisen müsse. Noch eine Stunde vor meiner Abreise erhielt ich einen Brief, in welchem mein Vater mir meldete, er werde den nun entstandenen Aufschub und das herrliche Herbstwetter

benutzen, um in dem Boote seines Freundes die Fahrt zur See zu machen. Er hoffe in ungefähr acht Tagen in Lüngermünde einzutreffen. Sie begreifen die Unruhe, gnädige Frau, in der ich seit meiner gestern erfolgten Rückkehr schwebe. Mein Vater ist noch nicht angekommen. Zwar hoffe ich daß er in Kopenhagen oder vielleicht in Kiel geblieben, um den Verlauf des Sturmes abzuwarten — aber es wäre doch möglich, daß ihn der Sturm auf offener See überrascht hätte. Ich komme deshalb nur, um Sie zu fragen, was Sie von dem Wrack bemerkt haben. Ich kenne das Boot, in welchem mein Vater die Reise machen wollte. Haben Sie durch das Fernrohr etwas Bestimmtes gesehen oder erkannt, gnädige Frau?"

Obwohl er sich bemüht hatte, ganz ruhig zu sprechen, so lag doch in dem Klange seiner Stimme etwas, das seine innere Unruhe verrieth. Marianne hielt den Blick voller Theilnahme auf ihn gerichtet.

Frau von Ernecków gab ihm ruhig Auskunft; aber ihre Beschreibung von dem Wenigen, was sie durch das Fernrohr bemerkt, war so allgemein, daß der junge Mann den Kopf schüttelte.

„Ich sehe wohl, daß ich noch länger in qualvoller Ungewißheit verharren muß", sagte er. „Hoffentlich gelingt es Herrn von Ernecków, mit seinem Boote sicher das Ufer zu erreichen."

„So wissen Sie nicht?" fragte die Frau vom Hause. Und sie berichtete, daß ihr Mann sich ebenfalls auf dem Wrack befinde.

Der junge Mann stieß einen Ruf des Schreckens aus und die ungekünstelte, aufrichtige Theilnahme, die aus seinen offenen Zügen, aus dem schmerzlichen Blick seiner hellbraunen

Augen sprach, verrieth, wie lebhaft er von dieser Mittheilung ergriffen sei.

„Das hat mir Niemand gesagt!" rief er. „Dann ist die Gefahr um so größer. Ich sprach unten im Dorfe nur ganz junge Leute und Frauen, die nichts Genaues wußten. Ich will sogleich hinab an den Strand. Vielleicht kann ich mithelfen, wenn es Noth thut. Entschuldigen Sie meinen Besuch, gnädige Frau! Ich danke Ihnen vielmals!"

Er grüßte — sein Blick glitt auch hastig zu Marianne hinüber; dann verließ er das Zimmer.

„Also ein Amerikaner," sagte die Hausfrau. „Sie kennen ihn, Herr von Bittensee?"

„Sehr wenig, meine Gnädigste! Ein junger Mann, der bei Wülfing etwas lernen will! Nun, Sie wissen ja, Wülfing ist ein Erz-Demokrat, und dieser Amerikaner ist noch schlimmer."

„Seine Erscheinung war keine unangenehme," sagte Frau von Erneckow.

„Er soll nicht ohne Vermögen sein," warf Bittensee geringschätzend hin. „Wer weiß, wo sein Vater sich ein Vermögen zusammengeschachert! Sie schienen den Herrn zu kennen, Comtesse Wiletzka?"

Diese Frage klang so einfach und ruhig, daß in ihr auch nicht die geringste Absicht zu liegen schien. Frau von Erneckow wandte sich verwundert zu Marianne, auf deren Gesicht dasselbe flüchtige Roth wieder emporschoß.

„Kennen? Nein!" antwortete das junge Mädchen. „Ich habe ihn nur einmal gesehen, vor vier Wochen, als ich mit dem Onkel in den Birkwald geritten war. Mein Pferd war an dem Tage sehr unruhig und der Onkel, der zu den Holzschlägern hinüber wollte, bat mich zurückzubleiben, da er fürchtete, die Mücken in der Niederung würden meine Cilli

noch unruhiger machen. Er sagte mir, wir wollten uns am Torfstich wieder treffen. Ich ritt langsam dahin. Unterwegs begegnete mir jener Herr, sah mich, da ihm mein einsames Erscheinen im Walde auffallen mochte, etwas verwundert an und grüßte sehr artig. Dann, da ich nicht ganz sicher war, ob ich nach rechts oder links reiten müsse, hielt ich an der Stelle, wo der Weg sich theilte, an. Er kam wieder zu mir herangesprengt und mit dem Hut in der Hand fragte er mich, ob ich etwa der Gegend nicht kundig sei und ob er mir mit einer Auskunft dienen könne. Ich theilte ihm meinen Zweifel mit, er bat mich, rechts zu reiten und entfernte sich sogleich, nachdem ich ihm gedankt. Das ist Alles!"

„Allerdings nicht viel!" sagte Herr von Bittensee mit einem verächtlichen Zucken der Schultern. „Doch ein Beweis, daß man junge Damen selbst in unserer Gegend nicht allein lassen darf."

„Ich sehe den Grund nicht ein," erwiderte Comtesse Marianne schnell und mit leichter Gereiztheit. Dann aber fügte sie in einem Tone, der fast wie ein Aufschrei klang, hinzu: „Mein Gott — ich halte es nicht im Zimmer aus — ich muß hinab an den Strand. Die Luft erstickt mich."

„Es ist wahr," sagte Frau von Erneckow, „auch ich fühle meine Kraft hier in dieser Stille und Unthätigkeit schwinden. Wir können das, was kommen soll, nicht schnell genug erfahren, mag es nun Glück oder Unglück sein. Würden Sie uns begleiten, Herr von Bittensee?"

Welche Frage! Der Lieutenant war bereits aufgesprungen, um seine Diensteifrigkeit zu bezeigen. Eine Dienerin brachte Tücher und Mäntel für die Damen. Dann begaben sich die Drei den Berg hinab an den Strand.

III.

Die See ging etwas ruhiger, als am Tage, denn der Wind, der sich gegen Abend erhoben, war Landwind und wirkte also dem Wellenschlage der hohen See entgegen. Dennoch blieb der Wogendrang immer noch ein gewaltiger, und es war kaum möglich, sich am Strande zu verstehen.

Im Dorfe herrschte tiefe Stille. Auch in der Nähe desselben, am Strande, sahen sie Niemand. Die Laternen, und also auch ihre Träger, befanden sich westwärts, nach der Gegend von Baringsdorf zu, und schienen sich auf einem Punkte zu versammeln. War dort etwas entdeckt, war irgend etwas ans Land getrieben worden? Die beiden Damen beflügelten ihre Schritte und Bittensee mußte an ihrer Seite bleiben. Er war schweigsam, nicht nur deshalb, weil die See die Worte übertäubte. Es verdroß ihn, daß er keine Gelegenheit gefunden, mit Marianne allein zu sein. Indessen diese Gelegenheit konnte sich immer noch darbieten. Es verdroß ihn aber auch, daß der Amerikaner die Comtesse wiedergesehen. Ihm war die Erscheinung jedes jungen Mannes auf dem „Dünenschlosse" unangenehm; in Jedem sah er einen Nebenbuhler. Und er wußte recht gut, daß Berthold Landry ein reicher junger Mann sei, der für sehr liebenswürdig galt und gewiß Eingang in alle adelichen Kreise gefunden hätte, wäre nicht Herr Wülfing als Demokrat verrufen gewesen, so daß der Adel sich von ihm und also auch von denen, die zu ihm gehörten, fern hielt.

Indessen beruhigte er sich allmählich. Frau von Erneckow war eine Verbündete, deren Bedeutung er nicht unterschätzte. Er errieth, daß diese Dame nicht leicht einen gefaßten Plan aufgebe. Und wenn Herr von Erneckow wirklich ein Opfer

seiner Tollkühnheit wurde, so war sie allein die entscheidende Person. . . .

Rufen und Geschrei, das aus der Gruppe vor ihnen ertönte, unterbrach seine Gedanken. Die Damen flogen mehr als sie gingen auf dem feuchten Sande dahin.

„Da ist das Wrack! Nein dort! Nein, links müßt Ihr sehen — dort taucht es auf!" so tönte es aus dem zu einem Knäuel zusammengeballten Menschenhaufen. Einige Schiffer und Fischer, durch ihre hohen Wasserstiefel geschützt, wären bis weit auf den nassen Sand vorgetreten, so daß die Wellen ihre Füße umrauschten. Inmitten der Gruppe hielt eine Gestalt zu Pferde. Kein Zweifel, daß es der junge Amerikaner war.

„Still, Leute!" rief er. „Ich sehe es genau, es ist das Wrack. Es treibt nach links. Nun windet mir ein Tau um den Leib und gebt mir eines in die Hand. Dann bindet auch dem Pferde ein Tau um den Leib und wenn Ihr mich stürzen seht, so zieht die Taue an Euch, damit ich nicht geschleift werde und Zeit habe, mich aufzurichten. Nur Alles vorsichtig und bedächtig! Ein starker Mann kann hier den Wellenschlag allenfalls aushalten, also auch ein gutes Pferd."

Es trat eine Pause ein, während dessen die Schiffer die Taue befestigten. Man hatte Frau von Erneckow mit ihrer Nichte bemerkt.

„Ach, gnädigste Frau, das ist ein muthiger Mann!" sagte ein junger Mensch, der wie alle seine Genossen erregt war und deshalb den gewöhnlichen Respekt vergaß. „Der hat gesagt: Ein Schuft, wer nicht sein Leben daran setzt, um einen so braven Herrn, wie unsern Schloßherrn zu retten. Ich gehe auch mit ihm ins Wasser, so weit ich kann!"

Und er gab seine Laterne einem Andern. Marianne

hatte ihren Arm um die Schulter der Tante gelegt; sie zitterte heftig.

„Nun Platz und aufgepaßt!" ertönte die Stimme des jungen Amerikaners. „Nur nicht den Muth verloren! In Gottes Namen!"

Er ritt hinein in das Wasser. Vergebens suchten die Frauen etwas auf der wogenden dunklen Masse zu erkennen.

„He — Ihr — wenn auf dem Wrack noch Leben ist — ich werfe ein Tau hinüber!" hörte man die Stimme des jungen Mannes, aber schwach und verklingend im Rollen der Brandung. Möglich jedoch, daß der Wind die Töne deutlicher nach der See hinaustrug.

In der nächsten Minute herrschte Todesschweigen unter all den Leuten am Strande. Nach dem Meere zu sah man noch in dunklen Umrissen eine Gestalt über den Schaum der Wellen ragen.

„Gebt Acht! Gebt Acht!" tönte es vom Wasser her. „Zieht an, so wie ich rufe!" — dann eine Pause.

„Das Pferd ist gestürzt!" sagte ein Schiffer halblaut. „Ich fühle es am Tau; es ist niedriger."

„Zieht an, zieht!" gellte es wie ein Todesschrei aus den Wellen.

Aufregung und hohes Beispiel lassen alle Gefahr vergessen. Einige von den Schiffern eilten in die Wellen, während die Anderen das Tau langsam anzogen. Gleich darauf sah man zwei Gestalten, eine stehend, die andere liegend.

„Nehmt, nehmt! Es ist mein Vater!" rief eine Stimme. „Ich muß zurück zu dem Herrn vom Schlosse. Er lebt — glaube ich!"

Marianne stieß einen kurzen Schrei aus und legte ihren Kopf auf die Schulter der Tante. Auch die

starke Frau erbebte jetzt vom Kopf bis zu den Füßen, als ob ein elektrischer Strom sie durchriesele.

Zwei Schiffer trugen einen leblosen Körper an das Ufer.

„Zieht an!" tönte es wieder aus den Wellen. In demselben Augenblick aber warf auch bereits eine mächtige Woge zwei Körper weit auf den Strand, und ehe sie dieselben wieder mit sich zurückspülen konnte, waren sie von den hinzustürzenden Dorfleuten umringt und geborgen. Der eine Mann sprang sogleich auf. Es war Berthold Landry. Das Wasser strömte ihm aus dem reichen Haar; er rang nach Luft und Worten.

„Nur ohnmächtig, betäubt — nicht todt!" klang es dann von seinen Lippen. „Aber mein Vater, mein Vater!"

„Jetzt Platz!" rief nun die kraftvolle Stimme eines Schiffers. „Und wer hier nichts zu thun hat, der gehe nach Hause. Ihr werdet das Weitere schon erfahren. Rum her oder Spiritus! Wo sind die Wollendecken?"

„Hier!" rief die Stimme Wilhelm's.

Frau von Erneckow und Marianne waren zu Demjenigen geeilt, den Berthold Landry als Zweiten aus den Wellen gerettet. Sie erkannten den alten Herrn, der sich, von Wilhelm unterstützt, langsam auf die Kniee erhob.

„Frau, bist Du's?" fragte er mit klangloser Stimme. „Ach, auch Du, Marianne, mein Kind! Gott sei gelobt. Das war eine große Gefahr! Wo ist der Mann vom Wrack? Todt oder lebendig?"

„Das weiß jetzt Gott allein!" antwortete die tieferregte, zitternde Stimme Berthold's. „Laßt mich nur machen, lieben Leute, und sorgt, wenn irgend möglich, für eine Tragbahre!"

„Die wird schon geholt, Herr, drüben aus dem Fischerhause!“ antwortete man ihm.

Berthold war neben dem Körper niedergekniet, der regungslos auf dem Sande lag. Vier oder fünf Laternen der Umstehenden ließen ihr volles Licht auf das Gesicht des Leblosen fallen. Herr von Erneckow hatte sich inzwischen ganz aufgerichtet und war, auf Wilhelm's Arm gestützt, herangetreten. Der Blick des Dieners fiel auf das blasse, fast bläuliche Antlitz des Leblosen; — die Narbe auf der Stirn, erglänzend durch das Wasser, das noch auf ihr stand, war deutlich wie am Tage zu erkennen ...

„Herr Gott im Himmel!“ stöhnte der Diener zurückfahrend.

„Was hast Du, Wilhelm?“ fragte der alte Herr von Erneckow, ihn starr anblickend.

„Nichts, nichts!“ flüsterte Wilhelm, die Hand vor die Augen legend; seine Kniee zitterten.

Herr von Erneckow ließ den Arm seines Dieners fahren. Es schien sich jetzt wieder kräftig genug zu fühlen, um sich ohne Stütze zu bewegen.

Man hatte angefangen, den Vater Berthold's zu entkleiden; die Damen waren zurückgetreten.

„Geht nach Hause!“ rief ihnen der alte Herr zu. „Ihr seht, daß ich wohlauf bin. Ich komme sofort nach. Nun, junger Mann, ist Hoffnung?“

Berthold Landry antwortete nicht. Er hatte sein Ohr auf die Brust des Vaters gelegt und hielt es dort länger als eine Minute.

„Er lebt, er lebt!“ rief er dann. „Gott im Himmel, habe Dank! Er lebt! Aber er kann jeden Augenblick sterben — er ist erschöpft über alle Maßen!“

Nun wurde weiter kein Wort gewechselt. Während Einige

sich bemühten, dem Leblosen einige Tropfen Rum durch die halbgeöffneten Lippen einzuflößen, rieben Andere im Verein mit Berthold die Brust, die Füße und Fußsohlen mit gebranntem Wasser. Doch ließ sich keine Wärme, kein Zeichen zurückkehrender Bewegung spüren. Nur einige Mal war es, als ob ein Hauch aus den Lippen des Regungslosen hervordringe.

„Genug, genug!" rief Berthold endlich. „Wir wollen ihn nun in die Decken wickeln. Ist die Tragbahre da, oder mein Pferd?"

„Die Tragbahre ja, das Pferd aber kann kaum stehen und zittert an allen Gliedern."

„Nun denn, die Tragbahre herbei! Und dann im vollen Laufe nach dem Dorfe. Ich hoffe noch. Wenn nur erst Wärme in den Körper dringt!"

Berthold Landry hatte für Niemand Gedanken, als für seinen Vater. Im Augenblick war der erstarrte Körper in mehrere wollene Decken geschlagen und auf die Tragbahre gelegt. Vier Männer trugen dieselbe im Laufschritt dem Dorfe zu. Berthold blieb neben der Tragbahre. Auch Herr von Erneckow versuchte zu folgen, aber seine Kräfte reichten nicht aus.

„Wilhelm, Du stehst dafür, die Leute bleiben auf dem Schlosse!" rief er.

„Ich soll Sie allein lassen, gnädiger Herr?"

„Da sind ja meine Frau und Marianne!" rief Erneckow. „Sorge dafür, daß ein Glas Heißes bereit steht, wenn ich komme. Hätte ich nur einen Stock!"

Ein Bauernjunge, der daneben herlief, trug einen eichenen Knüttel und brachte ihn dem Herrn, gerade als dieser bei seiner Frau und Marianne anlangte.

„Schade um mein schönes Boot, das wird wohl der Teufel geholt haben!“ sagte er.

„Daran denkst du jetzt, Franz?“ rief Frau von Erneckow.

„Kommt mir nur nicht zu nahe!“ sagte der alte Herr abwehrend. „Ich bin naß wie eine Katze. Und laßt uns nicht viel reden, sondern rasch zuschreiten, damit ich bald im Trocknen bin!“

Er wollte offenbar jede Gefühlsäußerung der beiden Damen im Keime ersticken. Das aber konnte er doch nicht hindern, daß Marianne in heftiges Schluchzen ausbrach. Er that indeß, als bemerke er es nicht und schritt mit der Rüstigkeit eines jungen Mannes vorwärts.

Da er seiner Gattin und der Nichte stets um wenigstens zehn bis funfzehn Schritte voraus war, so ließ sich gar keine Unterhaltung führen. Auch ging der alte Herr so schnell, daß die Damen nur mit Mühe folgen konnten.

Als sie das Dorf Strössow erreichten, sahen sie eine große Menschenmenge in einer dunklen Gruppe auf einem Punkt vereinigt.

„Aber mein Herr hat mir befoblen, daß ich Sie auf das Schloß führen soll!“ hörte man Wilhelm's Stimme rufen. „Seien Sie doch nicht eigensinnig. Sie finden alle Bequemlichkeiten dort oben, das kleine Häuschen ist ganz besonders für Sie eingerichtet.“

„Ich denke auch, Sie schlagen es nicht ab,“ sagte Herr von Erneckow, der sich durch die Menge hindurchgedrängt hatte. „Ich habe ein gewisses Anrecht auf den Mann, mit dem ich ein Paar Stunden auf dem Wasser zugebracht. Was hindert Sie, meine Gastfreundschaft anzunehmen?“

„Nun denn, Sie haben Recht, ich willige ein,“ sagte Berthold. „Nach dem Schloß hinauf!“

„Wilhelm, Du sorgst dafür, daß es an nichts fehlt! Später komme ich selbst!" rief Herr von Erneckow. „Ist schon nach einem Arzt gesendet?"

„Der Badearzt aus Wandelin ist heut im Dorfe," rief man von mehreren Seiten.

„Gut, so schickt ihn herauf!" sagte Erneckow, wandte sich kurz ab und schlug den breiten chaussirten Weg zum Schlosse ein.

Oben angekommen, ging er sogleich in sein Zimmer, um seinen durchnäßten Anzug abzulegen. Dabei trank er ein Glas Portwein, das ihm ein Diener gebracht.

„Wer ist eigentlich der junge Mann?" fragte er den Diener.

„Seinen Namen weiß ich nicht, gnädiger Herr. Er wohnt bei Herrn Wülfing und ist dort, wie man es ja wohl nennt, Volontär."

„Ah, der ist es!" sagte Herr von Erneckow. „Ich habe davon gehört. Ein tüchtiger Kerl — hat Courage für zehn!"

Er war jetzt von Kopf bis zu Fuß in einen warmen Anzug gekleidet. Eine Minute lang stand er im Zimmer still und blickte vor sich hin. Vielleicht ließ er die Eindrücke der letzten Stunden blitzschnell an sich vorüberziehn. Dann leerte er das Glas und ging nach dem Gesellschaftszimmer.

Dort erwarteten ihn seine Gattin, Marianne und Herr von Bittensee, der Letztere mit einem Gesicht, das für die freudige Wendung der Dinge etwas zu ernst war.

„Na, Sophie, da bin ich wieder!" rief der alte Herr, auf seine Frau zugehend und sie küssend. „Nun erspare mir für heut die Vorwürfe — ich fühle mich ganz wohl und möchte mich dieses Abends erfreuen. Ein Bissen kalter Braten und eine Tasse Thee mit Rum werden mir gut thun. Komm her, Marianne! Ich kann mir denken, daß Dein

weiches Herzchen in der Zwischenzeit arg geklopft hat, aber Du siehst, es ist Alles gut!"

Die Comtesse schlang die Arme um seinen Hals und ließ ihr Gesicht an seiner Brust ruhen. Eine Tochter hätte den geretteten Vater nicht inniger und herzlicher begrüßen können.

„Sie haben den Damen inzwischen Gesellschaft geleistet, Herr von Bittensee," sagte der alte Herr dann, Mariannens Arme sanft von seiner Schulter entfernend. „Das ist recht von Ihnen!"

„Ist der Vater des Herrn Landry außer Gefahr?" fragte Marianne besorgt.

„Ich denke doch, Kind," antwortete Herr von Erneckow „Natürlich gehe ich nachher noch selbst zu ihm. Also Landry heißt er? Wie ist denn der Sohn so plötzlich zur Hülfe gekommen?"

Marianne schien lebhaft den Besuch des jungen Amerikaners erzählen zu wollen; aber Frau von Erneckow fiel ihr ins Wort und berichtete selbst.

„Nach meiner Schätzung muß der Vater schon seit einigen Tagen auf dem Wrack schwimmen und viel erduldet haben", sagte der alte Herr. „Aber er scheint eine kräftige Natur. Der Sohn ist übrigens ein couragöser Mensch, und daß er, nachdem er den Vater gerettet, noch einmal in's Wasser zurückkehrte, um mich zu holen, macht ihm alle Ehre!"

„Nun, Sie wären sicher auch allein an's Ufer gekommen", sagte Herr von Bittensee.

„Möglich, aber unwahrscheinlich", antwortete Herr von Erneckow. „Ich hatte die Besinnung verloren; die Wellen schlugen zu grimmig auf mich ein und wenn sie mich in die See zurückrissen, so würde mich wohl Niemand wiedergesehen haben. Es war gerade der rechte Moment!"

„Sollte man so nahe am Strande sich nicht gegen die Wellen halten können?" fragte Herr von Bittensee leichthin.

„Versuchen Sie es einmal — auch nur im Seebad, wo Taue und Pfähle zu Ihrer Verfügung stehen!" antwortete der alte Herr. „Und nun zum Thee! Ich fühle, daß mir etwas mehr Wärme noth thut."

Die kleine Gesellschaft begab sich in das anstoßende Eßzimmer, wo der Theekessel bereits auf dem Tische dampfte. Herr von Erneckow sprach dem heißen Getränk schweigend zu. Dann, als er bemerkte, daß die Blicke seiner Frau ernst und besorgt, aber auch mit einem gewissen Vorwurf auf ihn gerichtet waren, lächelte er und sagte:

„Nun, Sophie, ich sehe schon, Du stellst im Geiste Dein Examen an und ich will nur sofort beichten. Ich habe überdies sehr wenig zu erzählen."

Er berichtete dann kurz, wie er an das Wrack herangefahren sei, und als er erwähnte, wie er dasselbe bestiegen und den Leblosen aufgerichtet, wurde seine Miene sehr ernst und seine Stirn düster.

„Als ich das Boot abtreiben sah," fuhr er dann fort, sich mit einem energischen Entschluß aufraffend und seiner Miene den gewöhnlichen Ausdruck gebend, „da, ich bekenne es, überkam mich ein Gefühl, als sei ich verloren. Ich fühle mich sicher auf dem Wasser, sobald ich ein Steuer in der Hand und ein Segel vor mir habe. Aber auf einer Masse von Planken durch eine solche See zu treiben — das ist in der That eine Empfindung, wie ich sie bis dahin noch nicht gekannt hatte und in den ersten Minuten ergriff mich eine Art Schwindel. Namentlich war es mir peinlich, nicht zu wissen, ob mein schweigender Begleiter todt oder nur ohnmächtig sei. Indessen bemerkte ich bald, daß man sich auf dem Wrack halten konnte, wenn man sich festklammerte und

die Wellen über sich hinstürzen ließ. Am meisten beunruhigte mich der Gedanke, wir könnten auf die Steine bei Varingsdorf getrieben werden und in der That sind sie uns auch nur einige hundert Schritt zur Rechten geblieben. Ich dachte natürlich fortdauernd an Euch und sah die Laterne ganz deutlich, sobald das Wrack von einer Welle hochgehoben wurde. Später erst bemerkte ich die Laternen am Strande. Das war eine gescheite Idee von Euch, die Leute den Strand entlang zu senden, denn nun wußte ich, daß Ihr meinen Unfall bemerkt hattet und durfte hoffen, wenn das Wrack irgendwo auf den Strand getrieben würde, ein Paar kräftige Arme zu meiner Unterstützung zu finden. Die Zeit wurde mir natürlich entsetzlich lang und zuweilen fühlte ich auch, daß mir die Arme und Füße abstarben und etwas wie eine Ohnmacht mich anwandelte. Als ich jedoch bemerkte, daß man uns vom Ufer aus gesehen hatte, nahm ich alle meine Kraft zusammen und bemühte mich nun, den Leblosen von dem Pflock loszubrechen — ja, ich habe kein anderes Wort dafür — den er mit seinen Armen krampfhaft umklammert hielt. Denn blieben wir auf dem Wrack, wenn es auf den Strand trieb, so wurden wir wahrscheinlich durch die Gewalt des Stoßes zermalmt. Es gelang mir nach vieler Mühe die erstarrten Hände des Mannes loszulösen und fast in demselben Augenblick wurde ich mit ihm zugleich in die Brandung geschleudert, denn das Wrack stieß auf, glücklicher Weise so fest, daß es nicht umschlug. Das Weitere wißt Ihr, ich wenigstens weiß nichts, als daß ich mich ans Land getragen fühlte, nachdem ich ein Paar Mal von den Wellen auf und nieder gerissen worden. Schade um mein schönes Boot — das werde ich wohl nie wiedersehen!"

„Und ich würde das als ein Glück betrachten, wenn Dir dadurch jede Möglichkeit genommen würde, Dich jemals

wieder einer ähnlichen Gefahr auszusetzen!" sagte Frau von Erneckow.

Der alte Herr antwortete darauf nichts, sondern räusperte sich nur und sagte dann: „Du bist doch sicher, Sophie, daß es den beiden Gästen an Nichts fehlt?"

„Ich werde nachsehen!" rief Marianne.

„Nein, bleib!" rief die Tante. „Sie sind unter Wilhelm's Obhut und das ist genug!"

„Lieber Himmel — da fällt mir ein, hat denn der junge Mann die Kleider wechseln können?" rief Herr von Erneckow. „Er muß ja ebenfalls durch und durch naß geworden sein!"

„Ich hörte, gnädiger Herr, daß Wilhelm ihm Kleider holte," sagte die junge Dienerin, die gerade in das Zimmer getreten war, um eine Schale mit Obst und Weintrauben zu bringen. „Wilhelm läßt auch anfragen, ob er den gnädigen Herrn auf einen Augenblick sprechen kann."

„Gewiß, er soll nur hereinkommen!" sagte Herr von Erneckow.

Der alte Diener trat ein und sein Herr ließ den Blick flüchtig und doch scharf über ihn dahingleiten. Ob Wilhelm dies bemerkte, vermochte man nicht zu erkennen. Die Miene des Dieners war ernst, etwas abgespannt. „Gnädiger Herr," sagte er, „der junge Mann läßt sich Ihnen empfehlen und sein Bedauern ausdrücken, daß er Ihnen nicht heut noch seinen großen Dank aussprechen kann. Aber er hat keinen Anzug, um hier erscheinen zu können."

„Du hast ihm doch andere Kleider geholt?" fragte Herr von Erneckow schnell.

„Natürlich. Wir haben vom Herrn Inspektor und mir zusammen genommen, was passen wollte."

„Nun gut, ich gehe selbst mit Dir hinüber zu den

Fremden, ich muß doch nachsehen, wie es mit dem älteren Herrn Landry steht — nicht wahr, das ist der Name, Wilhelm?"

„So hörte ich, gnädiger Herr!" antwortete der Diener, ohne scheinbar den scharfen Blick aus den Augen seines Herrn zu bemerken oder zu beachten.

„Es wird Dir doch nicht schaden, Franz?" rief Frau von Erneckow.

„Ei, wie soll mir etwas schaden, was mir Vergnügen macht!" rief der alte Herr. „Mir ist wohl, wie dem Fisch im Wasser. Ich kann das jetzt sehr gut beurtheilen, denn ich weiß nun auch, wie einem Menschen im Wasser zu Muthe ist!"

„War denn der Arzt schon dort?" fragte Marianne.

„Ja, Comtesse. Er hat gesagt, es sei nur Ruhe und Wärme nöthig und morgen früh würde der fremde Herr ganz wohlauf sein."

„Auf Wiedersehen in wenigen Minuten!" sagte Herr von Erneckow.

„Verzeihung, wenn ich mich Ihnen sofort empfehle," wandte sich jetzt Herr von Bittensee an ihn, ebenfalls aufstehend. „Es ist spät, die Damen bedürfen der Ruhe."

„Nun, wollen Sie denn nicht die Nacht hier bleiben?" fragte der Schloßherr. „Das Fremdenzimmer ist doch in Ordnung?"

„O, ich danke, zu viel Güte!" antwortete der Lieutenant. „Ich habe mir schon unten im „Kronprinzen" ein Zimmer bestellt. Morgen früh erkundige ich mich nach dem Befinden der Damen und reite dann zurück nach Bittensee. Noch einmal meinen Glückwunsch zu dem erfreulichen Erfolge dieses Abenteuers!"

„Nun, das Zimmer steht bereit, aber wie Sie wollen!"

erwiderte Herr von Erneckow, ihm die Hand reichend. „Auf Wiedersehen also morgen früh!“

„Hoffentlich!“ sagte der Lieutenant, den alten Herrn bis zur Thür geleitend.

Das Häuschen, das Herr von Erneckow seinen Gästen angewiesen, befand sich ungefähr fünfzig Schritt vom Hauptgebäude entfernt und lag unterhalb des Schlosses. Es hieß für gewöhnlich der Pavillon, weil es ursprünglich ein solcher gewesen. Erst später hatte man es zu einer Wohnung für den alten Inspektor, der vor einem Jahre gestorben, eingerichtet. Seitdem stand es leer.

Schweigend gingen Herr von Erneckow und Wilhelm bis zu dem Häuschen. Durch die geschlossenen Jalousieen schimmerten schwache Lichtstreifen.

Der Schloßherr klopfte an die Thür, die sogleich von innen geöffnet wurde.

„Ich komme selbst, Herr Landry“, sagte Herr von Erneckow. „Leider habe ich zu spät an Sie gedacht, sonst hätte ich Ihnen meine eigene Garderobe zur Verfügung gestellt. Nun, Sie werden sich meinetwegen nicht geniren! Darf ich eintreten?“

„O, gewiß. Mein Vater schläft tief und fest. Ich glaube, es ist ein gesunder Schlaf.“

Trotzdem dämpften die Männer ihre Stimmen und Schritte, als sie, im Gespräch fortfahrend, eintraten. Im Hintergrunde des größeren halbrunden Zimmers, an das sich ein kleinerer Raum als Cabinet anschloß, stand das Bett, auf dem der Gerettete schlief.

„Darf ich ihn sehen?“ fragte Herr von Erneckow.

Berthold Landry nahm die Lampe vom Tisch und ging auf das Bett zu, gefolgt von dem alten Herrn. Der Vater Berthold's schien in der That ruhig zu schlafen. Seine Wan-

gen waren ein wenig geröthet und die Brust hob sich regelmäßig in langsamen Athemzügen. Jetzt, da sein Haar trocken und der todesähnliche Ausdruck der Erstarrung von seinem Gesicht geschwunden war, bemerkte man, daß das Gesicht sehr edel, selbst schön war. Die große Narbe auf der Stirn entstellte es ein wenig, doch nicht so sehr, um irgend ein unangenehmes Gefühl hervorzurufen.

Herr von Erneckow betrachtete das Gesicht sehr aufmerksam.

„Ihr Vater muß große Leiden überstanden haben", sagte er dann leise. „Aber er wird sich erholen, ganz gewiß. Woher stammt diese auffallende Narbe auf der Stirn?"

„Von einem Kampfe, den mein Vater in seiner Jugend bestanden", antwortete Berthold. „So erzählte er mir wenigstens; er schien nicht gern davon zu sprechen. Ich kenne ihn nur mit dieser Narbe."

„Sie sprechen so gut deutsch", sagte Herr von Erneckow. „Sind Sie denn ein geborener Amerikaner?"

„Ich? Jawohl, aber mein Vater ist ein geborener Deutscher; meine Mutter war eine nach Amerika übergesiedelte Engländerin."

„Treten wir zurück, das helle Licht könnte ihn doch erwecken!" sagte Herr von Erneckow. Sie gingen wieder nach dem Tisch.

„Ich komme, um Ihnen zu danken!" fuhr der alte Herr dann fort. „Ich war fast bewußtlos, als Sie mich glücklich noch erhaschten."

„Das können Sie doch nicht im Ernst meinen!" erwiderte der junge Mann, den Kopf schüttelnd. „Um meines Vaters willen fuhren Sie hinaus in die See. Wie hätte

ich Denjenigen nicht auf jede Gefahr hin retten sollen, der meinem Vater Hülfe bringen wollte?"

„Mein Verdienst ist kleiner, als Sie glauben!" entgegnete der Schloßherr, und seine Stirn furchte sich leicht. „Doch sprechen wir nicht davon. Mag unser Dank sich gegenseitig aufheben! Sind Sie hier zufrieden? Haben Sie Alles? Das Zimmer scheint warm genug, aber wünschen Sie noch Wein, Wasser, Zucker — irgend etwas?"

„Ich danke herzlich", erwiderte Berthold. „Es ist Alles zur Genüge vorhanden!"

Die Art, mit welcher er die Hand des alten Herrn ergriff, war so unbefangen und natürlich, seine hellen Augen leuchteten so froh, glücklich und dankbar, daß der Schloßherr unwillkürlich seinen Blick länger auf den frischen und angenehmen Zügen des jungen Mannes ruhen ließ, als er sonst wohl gethan hätte. In der That schadete der eigenthümliche Anzug der Erscheinung Berthold's nicht im mindesten. Man vergaß über seinem Gesicht, über seinen sprechenden Augen, über dem Glanz jugendlicher Frische und Aufrichtigkeit, den sein ganzes Wesen verbreitete, vollkommen, daß er einen langen Hausrock des Inspektors und ein grobleinenes Hemd, sowie eine Weste Wilhelm's trug.

„Ich hoffe, wir sehen uns öfter," sagte Herr von Ernecков. „Für heut verlasse ich Sie, sonst beunruhigt sich meine Frau. Und auch Sie selbst bedürfen der Ruhe. Gute Nacht, Herr Landry. Morgen in aller Frühe statte ich Ihnen einen Morgenbesuch ab!"

„Gute Nacht!" erwiderte der junge Mann herzlich. „Und sollten Sie die Damen noch sehen, so bitte ich Sie, Ihnen meine Hochachtung und den Dank für die Geduld, mit der sie mich vorhin angehört, auszusprechen."

„Nun, die Damen haben Ihnen genug zu danken, wenn

sie auch Ihrem Vater böse sein sollten!" antwortete der alte Herr. Damit verließ er den Pavillon.

Als er mit Wilhelm langsam aufwärts gegangen und ungefähr zwanzig Schritt von dem Häuschen entfernt war, stand Herr von Erneckow still und legte seine Hand schwer auf die Schulter des Dieners.

„Wilhelm," sagte er, „ist Dir nichts aufgefallen?"

„Ja, Herr!"

„Er sieht ihm ähnlich — Du weißt!"

„Ja, ich weiß, Herr," antwortete Wilhelm. „Er sieht ihm ähnlich, sehr ähnlich!"

„Glaubst Du, daß die Todten auferstehen können?" fragte der Schloßherr.

„Nein," antwortete der Diener kurz und bestimmt.

Damit hatte das Gespräch ein Ende und die Beiden gingen hinauf nach dem Schlosse.

Sie konnten nicht ahnen, daß die wenigen Worte belauscht worden. Und doch war es der Fall gewesen.

Herr von Bittensee hatte sich von den Damen verabschiedet und das Schloß verlassen, um hinunter nach dem Dorfe zu gehen. Er war Willens gewesen, einen Blick durch die Jalousieen zu werfen, welche die Fenster des Pavillons verschlossen, denn jene Fremden interessirten ihn mehr, als ihm lieb war. Da hatte er Herrn von Erneckow und Wilhelm auf der Schwelle des kleinen Hauses erscheinen sehen. Er wollte den Schloßherrn nicht anreden und stand still, geschützt durch einen Strauch. So war er Zuhörer jenes Gesprächs geworden.

Bittensee stand noch immer auf derselben Stelle, als Herr und Diener längst im Schloß verschwunden waren. In den wenigen Worten, welche die Beiden gesprochen, lag etwas Räthselhaftes, fast Unheimliches. Er hatte es wohl

gehört, mit welcher Beklommenheit Herr von Erneckow fragte und der Diener ihm antwortete. Er erinnerte sich jetzt auch dunkel, daß Wilhelm zurückgefahren sei, als er des Leblosen am Strande zuerst ansichtig wurde. Was hatte das zu bedeuten?

Für Bittensee war plötzlich Alles wichtig geworden, was diese Fremden anbetraf. Mit dem schnellen Auffassungs- und Ahnungsvermögen der Eifersucht hatte er schon bei dem ersten Besuche Berthold's erkannt, daß eine Wechselbeziehung — und mochte sie noch so schwach sein — zwischen ihm und der Comtesse Marianne bestehe. Nie hatte Marianne ihn mit solchem Aufleuchten des Blickes empfangen, und ein Stich war ihm durch's Herz gegangen — betrachtete er das schöne reiche Mädchen doch bereits als die Seine und liebte er sie doch auf seine Weise, wie er Alle geliebt, die jung und schön waren! Aber nach wenigen Minuten des Nachdenkens hatte er sich beruhigt. Die Stellung Berthold Landry's, die Beziehungen desselben zu Wülfing erlaubten ihm keinen Umgang mit der Familie Erneckow; ein solcher Nebenbuhler war nicht zu fürchten.

Jetzt hatte sich diese Lage bedeutend verändert. Der junge Landry war zum Retter des Schloßherrn geworden; ganz neue, viel intimere Verhältnisse hatten sich gebildet. Berthold Landry war der Familie Erneckow und damit auch der Comtesse plötzlich näher getreten. Freilich wäre es lächerlich gewesen, zu glauben, ein amerikanischer Bürgerlicher, ein Demokrat könne im Ernst um die Comtesse Wiletzka werben; eine derartige Komödie schon im Keime zu ersticken, dafür würde schon Frau von Erneckow sorgen! Aber auf das Herz Mariannens konnte der junge Fremde, der Retter des zärtlich geliebten Oheims, dennoch Eindruck machen, und schon dadurch wurden Bittensee's Pläne gestört.

Denn ihn drängte Alles zu einer schnellen Entscheidung. Die Schwierigkeiten, mit denen sein Vater kämpfte, waren in der letzten Zeit durch die Aufkündigung eines Kapitals noch vermehrt worden. Nach wenigen Monaten hieß es vielleicht: die Bittensee's sind ruinirt. Dann konnte er nicht mehr im Ernst daran denken, das Jawort des alten Herrn von Erneckow zu erhalten.

Bittensee hatte sich, während er diesen Gedanken nachhing, auf eine Bank gesetzt, die sich unmittelbar neben ihm befand. Sollte wirklich auch hier, wo er sich unter dem Schutze der mächtigen Hausfrau des Erfolges ganz sicher glaubte, ein unüberwindliches Hinderniß zwischen ihn und seine Hoffnungen treten? Bei diesem Gedanken ballte sich seine Faust und eine unheimliche Gluth rieselte ihm durch die Adern. Die Verbindung mit Marianne war seine letzte Zuflucht, zugleich auch die glänzendste Hülfe, die ihm werden konnte. Nein, dieses Mal wollte er triumphiren — auf jeden Fall!

Er erhob sich ungestüm, fast als wolle er sich auf einen Gegner stürzen. Da bemerkte er den Lichtschimmer, der durch die Fugen der nur halb geschlossenen Jalousieen fiel. Er ging vorsichtig auf den Pavillon zu und blickte durch die Jalousieen in das Innere.

Berthold Landry saß in einem großen, etwas alterthümlichen, aber bequemen Lehnstuhl vor dem Bett seines Vaters. Er schien entschlossen, bei demselben zu wachen. Das Licht fiel voll auf sein Gesicht und Bittensee gestand sich mit innerem Grimm, daß es ein schönes Gesicht sei. Zuweilen wandte sich der junge Mann nach dem Bette hin und lauschte aufmerksam den Athemzügen des Vaters. Es schien ihm heiß zu sein, denn er band sein Halstuch ab. Seine Miene war gedankenvoll, aber eher freudig, als ernst.

Einige Male flog ein glückliches Lächeln über sein Gesicht. Vielleicht galt es der Rettung des Vaters; vielleicht aber auch — und so dachte Bittensee — der Erinnerung an die Comtesse Marianne. Dann stand er auf, ging nach einem Fenster und öffnete es ein wenig. Es war im Zimmer geheizt worden und die Hitze mochte ihn belästigen.

Plötzlich regte sich der Vater. Mit einem einzigen Schritt war Berthold neben ihm. Der Vater hatte die Augen geöffnet, schien aber noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Der junge Mann beugte sich über ihn.

„Vater," sagte er mit halblauter Stimme, „Vater, kennst Du mich?"

Bittensee verstand jedes Wort.

Der Vater versuchte sich hastig aufzurichten; Berthold schlang die Arme um ihn und zog ihn sanft empor. Nur langsam, ganz langsam schien dem älteren Manne die Besinnung zurückzukehren.

„Was ist denn? Wo bin ich denn?" sagte er dann hastig. „Berthold — Du bist es, mein Sohn!"

„Ja, Vater. Und Du bist gerettet, Du bist in Sicherheit!"

„War ich nicht zuletzt auf dem Wasser, auf dieser tükkischen See?" fragte Landry, dessen Blicke starr und langsam durch das Zimmer glitten.

„Gewiß, aber jetzt bist Du in Sicherheit. Du bist gerettet durch die Hülfe eines braven Mannes, und auch ich kam zur rechten Zeit."

Berthold benutzte den günstigen Augenblick, um seinem Vater ein Glas Wein an die Lippen zu führen. Der Amerikaner trank ein wenig davon und lehnte dann seinen Kopf an die Brust des Sohnes.

„Also gerettet!“ sagte er. „Ich habe wüst, sehr wüst geträumt. Bin ich lange krank gewesen?“

„Nicht krank, Vater. Nur sehr ermattet durch das Umhertreiben auf dem Wrack.“

„Ah — ja, ja, auf dem Wrack! Alles zerschlagen, Mast und Kajüte,“ sagte der Amerikaner langsam und nachdenkend. „Mein letzter Gedanke war an Dich. Und dieses hier — —?“

Er ließ wieder den Blick über das Zimmer hin schweifen.

„Dies ist eine Besitzung des Herrn, der Dich retten wollte und auch wirklich gerettet hat, als das Wrack auf den Strand stieß“, antwortete Berthold. „Hier bist Du geborgen. Wir sind an der Ostseeküste. Ich war herübergeritten an den Strand, da die See so gewaltig hoch ging und ich nichts von Deiner Ankunft in Züngermünde gehört. Man hatte das Wrack hier vom Schlosse aus gesehen, und Herr von Erneckow — —“

Der junge Mann hatte das Wort kaum ausgesprochen, als der Vater mit beiden Händen nach seinem Arm griff und sich schnell daran emporrichtete. Bittensee überlief ein Grausen, als er sah, wie die Augen des Amerikaners sich weit öffneten und der noch immer starre, fast gläserne Blick sich einbohrte in das Gesicht des Sohnes. Es schien ein tödtlicher Schrecken über den Amerikaner gekommen. Seine halb geöffneten Lippen bewegten sich schnell, brachten aber keinen Laut hervor.

„Mein Gott, Vater, was ist Dir?“ rief Berthold. „Beruhige Dich, lege Dich nieder!“

Nichts war natürlicher, als die Annahme, daß der Vater sich in einem fieberhaften Zustande befände, der jetzt erst plötzlich ausgebrochen sei; auch Bittensee glaubte im ersten Moment nichts Anderes.

„Was sagst Du? Wo bin ich? Wie ist der Name?“ kam es dann rauh und fast heiser, wie aus trockener Kehle, über die Lippen des Vaters.

„Bei einem Herrn von Erneckow, dem diese Besitzung gehört“, antwortete Berthold. „Er fuhr hinaus, um Dich zu retten, aber sein Boot — —“

„Fort, fort von hier!“ unterbrach ihn der Vater, hastig und wild, wie im Fieber. „Die Erckenow's sind Mörder — Mörder! Fort von hier — sie erschlagen Dich, wie — —“

Er wollte aus dem Bett. Mit Gewalt hielt ihn der Sohn zurück.

„Aber Vater!“ rief er, „Du kennst ihn ja nicht. Er hat Dich gerettet — er ist ein braver Mann — hat schon vielen Menschen Hülfe gebracht! Besinne Dich nur — Du hast ja den Namen nie zuvor genannt, Du kennst ihn nicht — —“

Der Vater sank zurück auf das Bett.

„Kann sein, kann sein“, murmelte er tief stöhnend. „Wir sind an der Ostsee, sagtest Du?“

„Ja Vater, nicht weit von dem Orte, an dem ich Dich erwarten sollte, aber der Sturm zerschlug Dein Boot“, antwortete Berthold und in seinen bleichen Zügen malte sich das ganze Entsetzen über den Zustand des Vaters, den er im Fieber glaubte.

„So, so“, hörte Bittensee den Vater, den er nicht mehr sehen konnte, nach einem tiefen Aufathmen murmeln, „also nicht die Erneckow's von Wildenthal, nicht die Mörder! Ja, das ist weit von hier. Nun, mich kennt ja Keiner mehr, und auch Dich nicht — —“

Der Sohn, dem der Arzt für alle Fälle Anweisungen gegeben zu haben schien, hatte schnell ein Tuch mit Wasser

getränkt und legte es nun dem Vater über die Stirn. Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen.

„Ich will schlafen, Berthold, Du bist ja bei mir!“ sagte dann der Vater leise. „Ich habe wohl thörichtes Zeug geschwatzt? Mein Kopf thut mir weh!“

Bald darauf verkündeten regelmäßige Athemzüge, daß der Amerikaner schlafe.

Bittensee lauschte wohl noch eine Viertelstunde lang. Dann verließ er das Fenster. Trotz der kalten Oktoberluft fröstelte ihn nicht — die innere Aufregung ließ ihn keinen äußerlichen Eindruck empfinden. Er ging hinab nach dem Dorfe.

Seltsam! Wer doch den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden hätte! Bittensee wußte, daß dieser Herr von Erneckow, der jetzt auf dem Dünenschloß wohnte, allerdings einst an einem Orte angesessen gewesen, der Wildenthal hieß! Und der Name Erneckow erregte Entsetzen und Abscheu in der noch halb umflorten Erinnerung des Fremden! Mörder nannte er die Erneckow's, und gerade die Erneckow's von Wildenthal!

Fieber=Phantasieen! — hätte ein Anderer gedacht, der die Worte des Amerikaners gehört. Bittensee konnte nicht so denken. Herr von Erneckow hatte von einer Aehnlichkeit und von Todten gesprochen, die auferstehen. Es mußte eine Beziehung zwischen den beiden älteren Männern vorhanden sein, und Wilhelm, der Diener, wußte darum. Aber von einer Aehnlichkeit, an die Herr von Erneckow glaubte, konnte hier nicht die Rede sein. Jener Mann im Pavillon war wirklich derjenige, den der Schloßherr todt glaubte.

Eine wichtige, vielleicht folgenschwere Entdeckung! Hatte jener Mann nicht im Fieber gesprochen, so mußten er und die Erneckow's einst Todfeinde gewesen sein, es war also auch jetzt nicht an eine Versöhnung zu denken. Und hatten

sich die Erneckow's wirklich eines Verbrechens schuldig gemacht, nun, so erlangte Bittensee durch die Kenntniß desselben die Macht und den Einfluß über den starrköpfigen und stolzen alten Herrn, die ihm bisher gefehlt!

Aber woher die Wahrheit erfahren! Sollte er Wilhelm bestechen? Der sagt nichts. Sollte er sich an den Amerikaner wenden und ihm durch Andeutungen die Wahrheit zu entlocken suchen?

Das schien auch nicht der Mann, der mehr sagte, als ihm gut schien, und namentlich über einen so verfänglichen Gegenstand. Berthold schien selbst nichts zu wissen.

Nun, auf der Wacht wollte er sein, das gelobte sich Bittensee, und entgehen sollte ihm nichts! Unten im Dorf-Gasthofe angekommen, sandte er trotz der späten Nachtstunde einen Boten nach Bittensee, damit ihm derselbe Einiges hole, was er am folgenden Morgen zu seinem Anzuge bedurfte. Dann ging er noch lange unruhig im Zimmer auf und ab. „Die Erneckow's sind Mörder!" Welche Waffe konnten diese wenigen Worte in einer geschickten Hand werden!

Als er sich schlafen legte, las er, um seine Gedanken zu zerstreuen, in einer Zeitung. Die Augen fielen ihm bereits zu, als der Name Wildenthal ihn plötzlich auffahren ließ. Ja, da stand es: Der bisherige Förster Jungmann in Pelsheim ist zum Revier-Förster in Wildenthal ernannt worden.

„Jungmann? Das ist ja der Sohn unseres früheren Wachtmeisters! Mit dem habe ich manchen Streich vollführt, von dem wir Beide nicht gern sprechen hören. Nun, der wird mir wohl Auskunft darüber verschaffen können, was man in Wildenthal über die Erneckow's weiß! Auffällig ist es schon, daß Erneckow hierher gezogen, wo er doch ganz fremd war! Das trifft sich ja Alles besser, als ich glaubte."

So überlegte Bittensee langsam und darüber schlief er ein.

IV.

Der folgende Morgen war für die späte Jahreszeit außerordentlich schön. Es wehte ein leichter, angenehmer Landwind, die See hatte sich bis auf einen starken Wellenschlag beruhigt und die Sonne sog den Thau von den gelben und rothen Blättern fast so schnell, wie an einem Junimorgen.

Schon in der Dämmerung war Marianne aufgestanden. Sie hatte die Nacht unruhig geschlafen; der Donner der brandenden Wellen, die dunklen Gestalten der Männer inmitten des spritzenden Schaumes waren ihr bis in ihre Träume gefolgt und hatten wirre, beängstigende Bilder in ihr hervorgerufen, über denen allerdings — seltsamer Weise! — gewöhnlich die freundliche Erscheinung eines jugendlichen Männergesichts, mit muthigem Ausdruck und voll kühner Zuversicht auftauchte. Gegen Morgen war es ihr gelungen, sich dem fast fieberhaften Zustande zwischen Wachen und Träumen zu entreißen, und eine Viertelstunde darauf erschien sie, fast unmittelbar nach dem Auftauchen der Sonne über dem Walde, in der Thür, die dem Park gegenüber lag.

Jede Spur der unruhigen Nacht war aus ihrem Gesicht verschwunden, nur in dem tiefen, aber klaren Blau der Augen lag es noch wie eine leichte Erinnerung an Thränen. Sie stand eine Minute in der Thür still und sog die reine Morgenluft mit Entzücken ein. Dabei hellte ihr Blick sich auf und ihre Wangen färbten sich mit hellerem Roth.

Wahrlich, eine liebliche Erscheinung, nicht über Mittelgröße, schlank und zierlich, und doch von einer angenehmen Weichheit der Formen, wie wir sie bei den blonden Töchtern Sarmatiens finden. Nur war hier das leichte polnische Ele=

ment gemildert und veredelt durch einen ernsten und sinnigen Zug, das Erbtheil der deutschen Mutter. Wie kindlich treu und unschuldig blickten diese großen Augen, und doch wie tief und unergründlich, als schlummere hinter ihnen eine Welt von ganz eigenthümlichen und selbstständigen Gedanken! Die rothen Lippen waren ein wenig geöffnet und ein Sonnenstrahl ließ sie wie Rubinen leuchten, während er den schmalen weißen Streif von Elfenbein küßte, der durch sie hindurchschimmerte. Sie hatte nur ein dunkles Spitzentuch um den Kopf gebunden und das reiche Haar drängte sich hier und dort heraus, glänzend und blond, aber nicht allzu hell, sondern eher von der Farbe des polirten Eichenholzes. Ueber dem hellen Morgenkleide trug sie einen Herbstmantel, den sie bis zum runden Kinn hinaufgezogen, denn der Morgen war hier oben stets kühl und es schauerte sie wohl auch ein wenig nach der beängstigenden Nacht und dem schnell genommenen Bade. Die kleine Hand wurde sichtbar, als sie den Mantel über der Brust zusammenzog, und auch der kleine Fuß in dem leichten und zierlichen Morgenschuh lauschte unter dem Kleide hervor und ragte ein wenig über die Thürschwelle hinaus.

Es war draußen Alles still, obwohl man schon im Schlosse Geräusch und Stimmen hörte und eine blaue Rauchwolke sich über das Dach erheben und im Winde zerfließen sah. Vom Schlosse aus bemerkte man nur ein großes Gebäude, das die Räume für die Pferde und Wagen enthielt; auch der Pavillon war von dieser Thür aus nicht sichtbar. Die eigentlichen Wirthschaftsgebäude lagen einige hundert Schritt entfernt landeinwärts und waren durch die noch dicht belaubten Bäume dem Blick verborgen.

So fühlte sich denn Marianne unbeachtet und eilte nach dem Park, der einen großen Theil des ansehnlichen Berges

einnahm und sich später in den Buchenwald verlor. Er war selbst nur ein Theil des Waldes, den man stellenweis gelichtet hatte, um Durchblicke und Fernsichten auf die See und das Land herzustellen.

Marianne ging schnell einen der Hauptgänge entlang. Sie hatte den Kopf ein wenig zurückgebeugt, als wollte sie freier und leichter athmen. Dann kreuzte sie die Arme über der Brust und versuchte einige Mazurka-Pas, wie Jemand, dem daran liegt, daß ihm das Blut recht bald leicht und wohlig durch die Adern fließe. Dabei befand sie sich immer noch in dem dichten innern Theil des Parkes. Plötzlich aber wendete sie sich nach demjenigen Theile, welcher nach der See zu lag. Sie schwebte mehr als sie ging; zuweilen flog sie eine kurze Strecke dahin, als habe sie ein fröhlicher Uebermuth ergriffen, dem sie nicht widerstehen könne, und so erreichte sie mit wehenden Locken und fliegendem Mantel den großen Altan, der, geschützt durch eine Brustwehr, hinabschaute über den steilen Bergeshang in das Meer.

Nun freilich prallte sie zurück, denn an der Brüstung des Altans stand Jemand, der ihr den Rücken zukehrte. Aber nur für einen Augenblick war sie erschrocken, dann lachte sie fröhlich auf, denn wer anders konnte das sein — in dem langen Rock — als Wilhelm, der alte getreue Diener! Da wandte sich Jener um, und nun allerdings färbten sich ihre von dem lustigen Morgentanz lichtroth gefärbten Wangen mit einer dunklen Gluth, denn sie hatte Berthold Landry erkannt.

Auch der junge Mann schien verlegen, jedenfalls war das Roth auch auf seinen Wangen tiefer als gewöhnlich. So standen sie sich einige Sekunden sprachlos gegenüber. Dann verbeugten sie sich zu gleicher Zeit und unwillkürlich lächelten sie Beide.

„Tausend Mal Verzeihung, mein verehrtes Fräulein!“ sagte er. „Ich konnte nicht ahnen, irgend Jemand schon so früh zu begegnen. Ich verliere am meisten bei dieser Begegnung“ — dabei blickte er auf seinen langen Rock hinab — „und ich weiß in der That nicht, wie ich mich entschuldigen soll. Aber mein Vater schlief so ruhig und fest — der schöne Morgen lockte mich hinaus, ich wollte einen Blick auf die böse, trügerische See werfen, die jetzt so sanft dahin wallt, als habe sie nur glückliche Menschen getragen. Verzeihen Sie mir, ich gehe sofort.“

Marianne hatte sich gefaßt und ihre Verlegenheit abgestreift.

„O nein“, antwortete sie lebhaft, „dann will ich gehen, denn ein Gast hat überall den Vorrang. Also Ihr Vater befindet sich ganz wohl?“

„So hoffe ich,“ erwiderte der junge Mann. „Doch, in der That“ — fügte er lächelnd hinzu — „ich darf nicht länger bleiben!“

„Glauben Sie, ich wäre ceremoniös genug, um von dem Retter meines Oheims zu verlangen, daß er im Ballanzug vor mir erscheine?“ rief Marianne lebhaft. „Wir sind überhaupt hier nicht so förmlich. Dann müßte ja auch ich mich entschuldigen, denn Sie sehen, ich bin kaum in halber Toilette.“

Berthold's Blicke ruhten so bewundernd auf ihr, daß sie unwillkürlich die Augen senkte. Aber es war keine freche, beleidigende Bewunderung — wie verschieden war dieser tiefe, bescheidene Blick von dem selbstbewußten, kecken Mustern Bittensee's! Marianne fühlte sich ein klein wenig verwirrt, aber nicht verletzt. Und auch Berthold Landry hatte keinen Grund zu fürchten, seine seltsame Tracht möge ihm schaden; sie stand ihm besser, als er glaubte; das helle Halstuch und

der lange Rock gaben ihm ein ernstes, fast priesterliches Ansehen, das zu seinen frischen, erregbaren Zügen, den braunen Locken und dem wohlgeformten Bart auf der Oberlippe einen eigenthümlichen und nicht unangenehmen Gegensatz bildete.

„Ich hoffe doch, daß auch Ihr Herr Oheim keinen Schaden genommen hat?“ fragte er, während Marianne an die Brüstung des Altans trat.

„Der Onkel fühlte sich gestern Abend, als er zu Bett ging, ganz wohl,“ antwortete sie. „Nur etwas ernst war er, und das läßt sich wohl leicht erklären. Ich hätte es gewiß bereits erfahren, wenn ihm irgend etwas zugestoßen wäre.“

„Ihr Herr Oheim ist ein Mann von seltenem Muth und bewundernswerther Selbstverleugnung,“ sagte Berthold. „In dem kleinen Boot hinauszusteuern in die gefährliche See, ganz allein, nur um einem Fremden, einem ihm ganz unbekannten Menschen Hülfe zu bringen — wahrlich, nie werde ich das vergessen! Ewig werde ich ihm in meinem Herzen dankbar sein, wenn es mir auch nie vergönnt sein sollte, es durch die That zu beweisen. Ich kenne die Einzelnheiten noch nicht — ich weiß nicht, wie viel Ihr Oheim für meinen Vater gethan, aber ich vermuthe, daß mein Vater, der jedenfalls besinnungslos war, jetzt in den Wellen begraben läge, hätte er sich beim Stranden allein auf dem Deck befunden.“

Das junge Mädchen schien dieses Lob mit großer Genugthuung zu hören, denn obgleich sie den Kopf abgewandt hatte, neigte sie ihm doch unwillkürlich das kleine Ohr zu, hinter dem eine widerspenstige Locke allerliebst im Winde spielte.

„Ja, Onkel Erneckow ist die Aufopferung selbst!“ rief sie dann. „Ach — gestern war ich freilich zu Tode betrübt,

als ich ihn so allein hinausfahren sah in das Wellengetümmel. Aber nun möchte ich doch innerlich jubeln, daß es ihm gelungen, und Gott danken, daß er Alles so glücklich gefügt!"

Sie rief das so aufrichtig und mit so bewegter Stimme, daß Berthold's Züge ernster wurden.

„Auch Ihnen werde ich diese innige Theilnahme nie vergessen," sagte er mit fast weicher Stimme. „O, wenn ich bedenke, daß ich meinen Vater, den ich seit Jahren nicht gesehen, hier hätte verlieren sollen, an der Schwelle eines glücklichen Wiedersehens! — ich mag nicht daran denken!"

„Aber war es nicht auch gewagt, in einem so kleinen Fahrzeug die Fahrt zu unternehmen?" fragte Marianne, erst jetzt ihr Gesicht dem jungen Manne wieder zuwendend.

„O nein," rief dieser. „In einem solchen Boote kann man über den Ocean segeln, und mein Vater ist ein erfahrener Seemann. Er neigt freilich zu solchen kleinen Abenteuern hin. Sonst sanft, gut und friedlich wie ein Kind, liebt er doch die Gefahr, den Kampf mit den Elementen. Er meint, man müsse sich nicht schonen, sonst werde man vor der Zeit alt. O, er ist zu gut, mein Vater! Ich kenne keinen bessern Menschen. Ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen — welche frohen, glücklichen Tage stehen mir bevor!"

„Sie sind sein einziger Sohn?" fragte Marianne, durch das offene, treuherzige Wesen des jungen Mannes gefesselt und ihn unwillkürlich voller Theilnahme anblickend.

„Sein einziges Kind!" antwortete Berthold. „Vielleicht wundern Sie sich, verehrteste Dame, daß mein Vater und ich sich auf so lange Zeit getrennt haben?"

„In der That, ja, zufällig ging mir gerade dieser Gedanke durch den Kopf!" rief Marianne fast überrascht.

„Er liegt nahe," fuhr Berthold fort. „Der unselige

Krieg, der mein Vaterland vier Jahre lang in zwei feindliche Hälften theilte, ist Schuld daran. Sie haben von diesem Kriege gehört?"

„Ja, ein wenig; ich las zuweilen dem Oheim die Zeitung vor," antwortete Marianne.

„Wir wohnten im Süden, in Virginien, wo mein Vater eine nicht unbedeutende Besitzung hat," fuhr Berthold fort. „Demgemäß hätten wir zu den Sklavenhaltern und gegen den Norden stehen müssen. Aber das entsprach weder meines Vaters, noch meinen eigenen Ansichten. Obgleich wir in einem Sklavenstaate lebten, sagten wir uns dennoch, daß der Norden in seinem Rechte sei und daß die Sklaverei abgeschafft werden müsse. Unsere sämmtlichen Freunde, alle Familien, mit denen wir umgingen, gehörten jedoch zu den wüthendsten Feinden des Nordens, zu den entschlossensten Vertheidigern der Sklaverei. Es blieb für mich nur die Wahl, entweder mit dem Süden gegen den Norden zu kämpfen — und das war gegen meine Ueberzeugung — oder mit dem Norden gegen den Süden in's Feld zu ziehen, und dann hätte ich fürchten müssen, in jeder Schlacht einem meiner intimsten Freunde gegenüber zu stehen. Da faßte mein Vater den Entschluß, mich nach Europa zu senden. Mir war das nicht ganz recht. Ich wandte ihm ein, daß ein Mann auf irgend einer Seite stehen müsse, daß er in einer so schweren Krisis sein Vaterland nicht verlassen dürfe. Allmählich aber überzeugte er mich, daß ich weder im nördlichen noch im südlichen Heere kämpfen dürfe, und mit schwerem Herzen reiste ich nach Europa, während mein Vater in der Heimath zurückblieb, um über unsere Besitzung zu wachen. Ich erwähnte dies nur, weil ich fürchtete, Sie könnten an meinem Muthe zweifeln."

„Auch nach dem, was ich gestern Abend gesehen?" fragte Marianne lächelnd.

„O — da galt es, meinen Vater zu retten!“ rief Berthold.

„Sie vergessen meinen Oheim!“ antwortete Marianne.

„Er war der Retter meines Vaters!“ rief der junge Mann, auf den die großen, ihm zugewandten Augen der Comtesse einen fast bezaubernden Eindruck zu üben schienen, so daß er seine Blicke tief in sie versenkte.

„Und was haben Sie eigentlich bei Herrn Wülfing gethan?“ fragte Marianne unbefangen.

„O, ich kann hier Manches lernen,“ antwortete Berthold lebhaft. „Ist auch die Landwirthschaft hier eine ganz andere, so giebt es Vieles, was sich in allen Theilen der Welt gleich bleibt, — und vielleicht siedeln wir auch nach Deutschland über. Auch war ich nicht immer drüben auf dem Gute des Herrn Wülfing. Ich bin gereist, habe mir England, Frankreich, Holland und Belgien, natürlich auch Deutschland und die Schweiz angesehen —“

„Und Italien?“ ergänzte Marianne.

„Nein, Italien nicht,“ antwortete Berthold, und in seiner Miene zeigte sich eine leichte Verwirrung. „Man hat mir Italien so schön geschildert, daß ich die Reise immer aufschob, und zwar aus einem bestimmten — etwas lächerlichen Grunde — nun, kurz und gut, ich wollte die Reise erst machen, wenn ich mich verheirathet hätte, und zwar mit meiner jungen Frau.“

„Das ist sehr galant für Ihre Zukünftige,“ sagte Marianne, und der leichte Ton, den sie anschlug, wollte ihr nicht so recht gelingen.

„Oder ich mache die Reise mit meinem Vater,“ fuhr Berthold fort. „Sie kennen Italien?“

Marianne schüttelte langsam, etwas traurig den Kopf.

„Onkel ist kein Freund vom Reisen,“ antwortete sie.

„Und sonst habe ich keine Verwandte, denen ich mich anschließen könnte. Ich werde also warten müssen — —“

Sie schwieg, doch ließ sich heraushören, daß sie noch einen Nachsatz hatte hinzufügen wollen, der ihr auf den Lippen erstorben war; sie blickte auf die See hinaus und ließ die Finger auf der Brustwehr des Altans spielen.

In den Augen des jungen Mannes blitzte es, als sende eine aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen empor. Doch bereits wandte sich Marianne ihm wieder zu. Vielleicht erhaschte sie noch etwas von diesem Morgensonnenglanz, denn sie wurde schnell ernst und sagte:

„Finden Sie es einförmig drüben bei Herrn Wülfing?“

„O nein,“ antwortete Berthold. „Ich habe dort meine Beschäftigung, und — —“

„Ich fragte nur, weil man so oft an mich die Frage richtet, ob ich mich hier nicht langweile,“ unterbrach ihn Marianne.

„Ja, in Berlin und Hamburg hat man mich oft damit geneckt, daß ich hier an der Ostseeküste vegetire,“ sagte Berthold. „Aber ich liebe die Natur, und sie ist fast überall schön. Ein Ritt von einer Stunde bringt mich durch den prächtigen Buchenwald an die Ostsee; drüben nach Lüngermünde zu debnen sich die schönsten Wiesen und Teiche aus, Vieles erinnert mich an mein Vaterland! Ich betrachte freilich Deutschland als meine zukünftige Heimath, denn manche Andeutung in den Briefen meines Vaters läßt mich darauf schließen, daß er den Rest seiner Tage in Deutschland zu verleben gedenkt, und so stolz ich auf mein wirkliches Vaterland Amerika bin, so werde ich dennoch meinen Vater nie verlassen. So lange er lebt — und ich hoffe, das werden noch viele, viele Jahre sein! — bleibe ich ihm zur Seite.“

Marianne hatte unwillkürlich zustimmend den Kopf geneigt.

„Also auch Sie lieben die Natur," sagte sie. „Für mich giebt es nichts Schöneres, als im Walde oder am Strande Stunden lang zu weilen. Wind und Wetter fürchte ich nicht. Meinen Sie nicht auch, daß die Luft selbst in dem luftigsten und hellsten Zimmer etwas dumpfig und drückend ist?"

„Ja," antwortete Berthold lächelnd, „wenn man sie nicht über der Arbeit oder über angenehmer Gesellschaft vergißt."

„Oder raucht, nicht wahr?" fragte Marianne.

„Nun, ich bin eben kein leidenschaftlicher Raucher," erwiderte Berthold. „Indessen ein Amerikaner, und namentlich ein Virginier, wie ich, kann sich von diesem modernen Uebel kaum fern halten und es giebt gewisse, wenn auch seltene Momente der Einsamkeit und Beschaulichkeit, in denen mir das Rauchen zum Genuß wird."

„So ähnlich meint Onkel Erneckow", sagte Marianne. „Ist denn Herr Wülfing wirklich ein so wüthender Demokrat?"

„In meiner Heimath würde man ihn für sehr zahm halten" antwortete Berthold scherzend, „hier ist das freilich anders, denn gerade in dieser Gegend — —"

Er brach schnell ab, da er nicht wissen konnte, ob das, was er sagen wollte, nach dem Sinne der jungen Dame sein werde. Diese schien auch an Anderes zu denken. Ihr Auge blickte groß und still hinaus in die See.

„Vielleicht darf ich mich Ihnen noch empfehlen, und zwar in einem anderen Aufzuge", fuhr er dann fort.

„O gewiß!" rief sie, plötzlich zusammenschreckend. „Ich halte Sie hier auf, Ihr Vater — wenn er erwacht ist —"

„Ich glaube das kaum, aber ich will nun in der That zu ihm zurück", sagte Berthold. „Er wird mir verzeihen, wenn er hört, mit welcher Theilnahme man hier an ihn

denkt. Adieu, mein Fräulein — ich hoffe auf Wiedersehn!"

„Auf Widersehn, Herr Landry!"

Er verbeugte sich tief und verließ den Altan.

Marianne hatte sich bereits wieder nach der See gewandt. Die Hand auf die Balustrade gelehnt, blickte sie lange hinaus, mit so großen, ernsten Augen, wie vorher.

Was ging durch den jugendlichen Kopf? Sicher gab sie sich keine Rechenschaft darüber. Es waren unbestimmte Gefühle, Empfindungen, die sie noch nicht zu ordnen wußte. Aber plötzlich zuckte sie zusammen. Die See war nicht mehr die Ostsee, es war der Golf von Neapel gewesen — da zur Linken lag der Vesuv, dort vor ihr Capri, rechts Ischia, wie sie es im Bilde gesehen, und es war ihr, als hätte Jemand neben ihr gesprochen, mit der Stimme jenes fremden jungen Mannes — —

„Mein Gott, wie kann man so träumen!" flüsterte sie vor sich hin.

„Guten Morgen, Comtesse!" sagte eine Stimme hinter ihr.

Sie wandte sich fast erschreckt um. Bittensee verneigte sich tief grüßend.

„Aber was ist Ihnen, Comtesse?" rief er. „Sie haben ja Thränen in den Augen?"

„Ich — unmöglich!" antwortete sie. Und doch war es so. Ohne daß sie es wußte, und ohne daß sie, wenn sie es gewußt, sich hätte sagen können warum, waren ihre Augen feucht geworden. Sich schnell fassend fügte sie dann hinzu: „Vielleicht die Seeluft — oder ich dachte auch an das Schicksal, das meinen Oheim hätte treffen können."

Bittensee beobachtete sie aufmerksam, that aber ganz unbefangen.

Er hatte die Beiden, hinter einem Gebüsch verborgen, schon seit einigen Minuten beobachtet. Ein vertraulicher, fast herzlicher Abschied — Thränen in den Augen der Comtesse — was bedeutete das? Sollte sich hier schnell ein Verhältniß angesponnen haben, das alle seine Pläne durchkreuzte? Unmöglich! Und doch — Frauen sind unberechenbar! Hier galt es, schnell zu handeln.

„Ich war soeben im Begriff, zurückzukehren", sagte Marianne. „Wollen Sie mich begleiten?"

„Gewiß", antwortete Bittensee höflich. „Indessen das Schloß darf ich zu so früher Stunde wohl nicht betreten."

„Tante Erneckow wird allerdings wohl noch nicht sichtbar sein", erwiderte Marianne.

„Nun, so begleite ich Sie durch den Park", sagte Bittensee, „und gehe dann noch ein wenig spazieren. Uebrigens bin ich glücklich", setzte er hinzu, als sie den breiten Weg nach dem Schlosse einschlugen, „Sie so früh getroffen zu haben, Comtesse. Sie sehen aus, wie der schöne Morgen selbst in diesem Anzuge. Ist er Ihnen nicht zu leicht?"

„Durchaus nicht", erwiderte Marianne und ging schneller. „Lieben Sie das Frühaufstehn?"

„Ein ordentlicher, tüchtiger Landwirth, wie ich es nun doch einmal geworden bin, muß sich daran gewöhnen", antwortete Bittensee. „Morgenstunde hat ja Gold im Munde. Ich wünschte nur, es wäre auch für mich der Fall."

„Wie so?" fragte die Comtesse, die etwas zerstreut schien. „Sehnen Sie sich nach Gold?"

„Ja, nach dem Golde des Glückes", antwortete ihr Begleiter. „Ich wünschte mir nur an jedem Morgen, an dem ich früh aufstehe, eine so angenehme Begegnung. Und noch mehr wünschte ich, daß nicht der Zufall allein mir solches Glück gewährte — —".

„Ach Nini, da bist Du ja!“ rief Marianne in die Hände klatschend, und einem kleinen allerliebsten Hündchen entgegeneilend, das mit seinem wehenden silbergrauen Haar wie ein Ball herangeflogen kam und sich vor Freuden fast überschlug, als es die Comtesse erreichte. „Wo warst Du denn? Ich suchte Dich ja vorher! Gewiß warst Du bei Tante Erneckow!“

Bittensee preßte leicht die Lippen auf einander. Der günstige Moment war für dieses Mal vorüber. Marianne beschäftigte sich nur mit dem niedlichen Thiere, das liebkosend an ihr emporsprang. Auch waren sie jetzt in die Nähe des Schlosses gelangt und bemerkten Herrn von Erneckow in der Thür.

Marianne flog dem Oheim entgegen und umarmte ihn mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Man sah dem alten Herrn nicht mehr an, daß er gestern Abend ein so gefährliches Abenteuer überstanden. Er erklärte, daß er vortrefflich geschlafen habe und sich so wohl fühle, wie selten.

„Hoffentlich ist dasselbe mit meinem Leidensgefährten der Fall“, fügte er hinzu. „Nun, wir werden es ja bald erfahren!“

Marianne benutzte die Gelegenheit, um im Hause zu verschwinden und Bittensee begleitete den alten Herrn nach dem Wirthschaftshofe. — —

Ungefähr eine Stunde darauf meldete Wilhelm der Familie Erneckow, die sich gerade zum Frühstück setzen wollte — Bittensee war dazu eingeladen — daß Master Landry und Sohn ihre Aufwartung zu machen wünschten. Der Schloßherr begab sich in das Empfangszimmer, in welches fast unmittelbar darauf der Amerikaner mit seinem Sohne eintrat.

Beide befanden sich wieder in ihren gewöhnlichen Klei-

dern, die nun hinreichend getrocknet und gereinigt waren. Master Landry trug einen kurzen Rock von derbem Stoff, um den Hals ein loses Tuch — er glich ganz einem Seemann. Auf seinem gebräunten Gesicht war kaum noch eine Spur der überstandenen Gefahr zu entdecken. Das bereits spärliche Haar, das ihm fast bis auf die Schultern fiel, mochte einst hellblond gewesen sein und sein blaues Auge blickte ernst und gedankenvoll. Die Narbe auf der Stirn war jetzt deutlich zu erkennen. Sie mußte von einer sehr schweren Wunde herrühren.

Vielleicht hatte Herr von Erneckow keine Ahnung davon, wie forschend sein Blick und wie gezwungen seine scheinbar ruhige Haltung war, als er den Beiden gegenüber trat.

Mr. Landry verbeugte sich achtungsvoll und blieb in der Nähe der Thür stehen, wie Jemand, der keinen Schritt weiter thun möchte, als er durchaus nöthig hat.

„Herr von Erneckow,“ sagte er dann mit tiefer und klangvoller Stimme, „ich habe von meinem Sohne erfahren, in welcher aufopfernden Weise Sie sich meiner angenommen haben und daß ich Ihnen, aller menschlichen Berechnung nach, mein Leben verdanke. Empfangen Sie dafür den aufrichtigen Dank eines Mannes, dessen Tage allerdings bereits gezählt sind, der aber ungern aus dem Leben geschieden wäre, ohne seinen einzigen Sohn noch einmal wiedergesehen zu haben. Sie nehmen eine Lebensstellung ein, in welcher Sie auf materiellen Dank von keiner Seite Anspruch machen, denken auch gewiß zu edel, als daß ich noch ein Wort über diesen Punkt verlieren dürfte. Ich sage deshalb nichts weiter, als daß ich mich glücklich schätzen werde, Ihnen, oder irgend Jemand, der in Ihrem Namen vor mich hintritt, einen recht großen Dienst zu erweisen. Wir haben Ihre Gastfreundschaft nun lange genug genossen und Ihr Hauswesen mehr als nöthig gestört.

Deshalb möchte ich Ihnen mit meinem Danke zugleich Lebewohl sagen, und . . ."

„So eilig?" unterbrach ihn Herr von Erneckow, der einige Male tief geathmet aber nun seine vollkommene Ruhe wiedergefunden hatte. „Ich glaubte, Sie würden — ganz abgesehen von mir! — meiner Familie einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie an dem Frühstück Theil nähmen, das bereits aufgetragen ist. Sie haben Tage lang große Entbehrungen ertragen, und obwohl Ihr Körper kräftig erscheint, möchte ich Sie doch bitten, ihm nicht zu große Anstrengungen zuzumuthen. Meine Bitte ist aufrichtig. Natürlich will ich Ihnen aber nicht den geringsten Zwang anthun."

Master Landry zögerte einen Augenblick; dann, als ob er sich sage, daß diese Einladung nicht gut abzulehnen sei, ohne unhöflich zu scheinen, verbeugte er sich kurz und sagte: „Ich danke Ihnen, ich nehme es an."

Der Schloßherr führte die beiden Männer in das Eßzimmer und stellte Mr. Landry seiner Gattin, der Comtesse Marianne und Herrn von Bittensee vor. Mr. Landry zeigte sich durchaus als Mann von Welt und Erziehung; seine eigenthümliche Tracht schien ihn nicht im geringsten zu geniren und als er sagte: „Meine gut gepackten Koffer schwimmen jetzt auf der Ostsee," flog sogar ein Lächeln über sein Gesicht. Aber im Ganzen blieb seine Miene ungemein ernst und seine ganze Haltung zeigte eine gewisse trockene Würde. Nur wenn sein Auge sich auf den blühenden, lebensfrischen Sohn richtete, zeigte sich eine unverkennbare Weichheit und Rührung in seinem Gesicht — doch das waren nur Sekunden!

Bittensee hatte bei der Vorstellung den Gruß des Amerikaners kaum erwidert, und die Nichtachtung, die er dem

Vater und dem Sohne bewies, erschien fast auffällig. Auch Frau von Erneckow mochte kein allzu großes Interesse für einen Fremdling empfinden, der ihren Mann zu einem so gefährlichen Wagestück veranlaßt hatte. Wohl aber ruhten Mariannens Blicke voll inniger Theilnahme auf dem Vater Berthold's, und auch der alte Herr sah zuweilen aufmerksam zu ihr hinüber, als errege sie seine Sympathie.

Es war natürlich, daß die Unterredung sich um das Ereigniß des vergangenen Tages drehte und daß Herr von Erneckow den Wunsch aussprach, etwas Genaueres über die Erlebnisse des Geretteten zu hören.

„Ich kann Ihnen mit wenigen Worten dienen," erwiederte Mr. Landry. „Es ist — meine Rettung ausgenommen — die einfachste Geschichte eines Schiffbruches, die man sich denken kann. Da mir mein Sohn nach England schrieb, daß ich ihn erst in ungefähr acht Tagen bei Herrn Wülfing finden werde, so entschloß ich mich, in dem Boote eines meiner Freunde die Fahrt zur See nach Züngermünde zu machen. Ich kannte Kopenhagen nicht und wollte es gern sehen. Mit meinem Diener, der ein tüchtiger Seemann ist, fuhr ich aus Brighton ab und ohne jeden Unfall, nach einer der herrlichsten Fahrten, gelangten wir in dem prächtigen Boote nach Kopenhagen. Du weißt, daß dort eine verheirathete Schwester William's wohnt — —"

Berthold, an den diese Worte gerichtet waren, nickte zustimmend.

„Ich ließ also den alten treuen Burschen dort, damit er sich einige Tage des Wiedersehens erfreue und machte mich allein auf die Fahrt nach Züngermünde . . ."

„Allein? hinaus auf die See?" unterbrach ihn Marianne erschreckt.

„Ja, mein Fräulein, das ist nichts Gefährliches bei einer

so kurzen Fahrt," antwortete der Amerikaner freundlich. „Ich kenne meine Natur und weiß, daß ich achtundvierzig Stunden und länger ohne Schlaf zubringen kann. Auch war der Wind so günstig, daß ich hoffen durfte, in sehr kurzer Zeit nach Lüngermünde zu gelangen. Kaum aber lag Kopenhagen zwanzig Seemeilen hinter mir, als der Sturm begann. Zurück konnte ich nicht. Ich begriff die Gefahr, in der ich schwebte und kämpfte so lange, als es mir möglich war, gegen Wind und Wetter an. Dann steckte ich Alles, was für mich von Werth war, zu mir, und bemühte mich nur, das Boot vor dem Umschlagen zu schützen. Steuer und Hintertheil waren bereits arg beschädigt. Nun befestigte ich Planken am Vordertheil, um dadurch wenigstens das Umschlagen zu verhüten, denn ich begriff vollkommen meine Lage und wußte, daß mich die Wellen, die fortwährend über das kleine Fahrzeug schlugen, bald betäuben würden. Dann aß und trank ich noch so viel, als mir in einer solchen Lage zu genießen möglich war, steckte ein rothes und ein weißes Tuch auf, kauerte mich auf dem Vordertheil, in der Nähe eines kleinen Pflockes nieder, an welchem ich mich im Nothfall festhalten konnte, und befahl meine Seele Gott. Eine Stunde darauf fühlte ich meine Gedanken schwächer werden, der Abend brach herein — und nun weiß ich weiter nichts, als daß mich Gott glücklich durch die Hülfe eines Mannes, dem ich und mein Sohn seine Aufopferung nie vergessen werden, gerettet hat!"

Mr. Landry erzählte das so einfach, als handle es sich um einen durchaus nicht außergewöhnlichen Gegenstand. Dann sprach er den Speisen und Getränken zu und unterbrach das etwas peinliche Stillschweigen, das eintrat, nicht weiter. Es war seltsam, daß eine gewisse Beklemmung über der kleinen Gesellschaft zu liegen schien. Bittensee nahm ab-

sichtlich keinen Antheil an dem Gespräch, Marianne fühlte wohl, daß sie dasselbe nicht allein fortführen könne, Frau von Erneckow mochte denken, daß sie nicht verpflichtet sei, für die Unterhaltung zweier Fremdlinge zu sorgen, die vermuthlich ihr Haus nie wieder betraten, und so blieb denn das Gespräch auf den Austausch einiger allgemeinen Redensarten zwischen Herrn von Erneckow und Berthold Landry beschränkt.

Mr. Landry, der das Peinliche dieser Situation gar nicht zu bemerken schien, machte derselben kurz ein Ende, indem er sich erhob, gegen die Familie verneigte, noch einmal seinen Dank aussprach und sich empfahl.

„Aber wie wollen Sie nach Hause kommen?" fragte Herr von Erneckow. „Wollen Sie nicht meinen Wagen benutzen?"

„Wir danken Ihnen aufrichtig," antwortete Berthold. „Ich habe bereits nach Neuendorf geschickt und Herrn Wülfing's Wagen erwartet uns unten in Strössow."

Der Blick des jungen Mannes suchte noch einmal das Antlitz der Comtesse, dessen Ausdruck nachdenklich, fast traurig war. Dann verließen die Beiden, von Herrn von Erneckow geleitet, das Zimmer und das Schloß. An der Thür machte Mr. Landry dem Schloßherrn eine tiefe Abschiedsverbeugung. Er übersah dabei, daß ihm Herr von Erneckow die Hand hatte reichen wollen — jedenfalls nahm er sie nicht. So wurde der Abschied förmlicher und kälter, als es sonst wohl zwischen Männern, die zusammen eine so große Gefahr überstanden, der Fall gewesen wäre.

Schweigend gingen Vater und Sohn den Berg hinab, dem Dorfe zu. In einem Gasthause erwartete sie bereits ein Wagen; sie bestiegen ihn, noch immer schweigsam oder doch nur wenige Worte — in englischer Sprache — wech-

selnd. Der Vater schien tief in sich versunken zu sein; Berthold betrachtete ihn von der Seite und wollte mehrmals sprechen. Doch erst als der Wagen auf einem ebenen Waldwege schnell vorwärts rollte, faßte er sich das Herz dazu.

„Vater,“ sagte er, „ich habe ein eigenthümliches Gefühl. Du bist gegen Herrn von Erneckow ganz seltsam kalt und förmlich gewesen. Die Luft jenes Hauses schien Dich zu drücken. Wenn ich Dein Wesen zusammenhalte mit einigen Worten, die Du in der Nacht gesprochen — —“

Der Vater blickte auf.

„Welche Worte?“ fragte er. „Habe ich etwas gesprochen?“

„Ja — es schien eine Art von Phantasiren, und doch — —“

„Nun, was sagte ich denn?“ fragte Mr. Landry und legte seine Hand sanft auf diejenige des Sohnes.

„Daß die Erneckow's Mörder seien,“ antwortete Berthold — immer in englischer Sprache.

Der alte Herr schüttelte den Kopf.

„Davon weiß ich nichts mehr,“ sagte er. „Das muß ich wirklich im Fieber gesprochen haben. Nun — es ist ja vorüber, Gott sei Dank!“

„Aber Deine Förmlichkeit, Deine Kälte gegen diesen Mann, der Dich gerettet — —“ fuhr Berthold fort; er schien noch nicht beruhigt.

„Lieber Sohn, Du kennst die Menschen zu wenig,“ sagte der Vater. „Das ist ein adelicher Herr, dem ich den größten Gefallen damit erweise, wenn ich mich seinen Blicken sobald als möglich entziehe. Er hat mich gerettet, und das werde ich ihm wahrlich nicht vergessen. Gerade deshalb würde ich auch sehr unrecht thun, mich ihm aufzudrängen. Solche Herren lieben das nicht. Zwischen uns ist nun Alles

abgemacht, bis auf den Fall, daß ich ihm einmal einen Gegendienst erweisen könnte!"

„Du glaubst doch sonst, daß Niemand in der Welt über einem freien und ehrlichen Manne stände?" sagte Berthold verwundert und kopfschüttelnd.

„Gewiß, das sage ich auch noch," rief der Vater lächelnd. „Aber hier im deutschen Vaterlande denken die Leute anders, als jenseits des Wassers. Gerade weil mir dieser Herr einen so großen Dienst erwiesen, möchte ich ihm nicht dadurch lästig fallen, daß ich in Folge jenes Dienstes auch noch ein Anrecht auf Vertraulichkeit beanspruche. Du hast doch so gut bemerkt, wie ich, daß die Dame des Hauses und der junge Mann mit dem unruhigen Blick und dem blasirten Wesen uns gar nicht beachteten und daß sie erst aufzuathmen schienen, als ich mich kurz empfahl; Du siehst also, wie man in jenem Hause über uns denkt."

„Nun, was den Herrn anbetrifft, so habe ich nicht viel Gutes über ihn gehört und kümmere mich auch nicht um ihn," sagte Berthold. „Ich wundere mich sogar fast, ihn in jenem Hause zu finden. Und was Frau von Erneckow angeht, so soll sie allerdings stolz und hochmüthig sein. Aber der Schloßherr hat sich mir sehr freundlich und wohlwollend gezeigt, ich würde in der That unrecht thun, über ihn zu klagen. Und die junge Dame ist doch gewiß das anmuthigste, lieblichste Wesen, das man sich denken kann."

„Sie hat auch mir gefallen," erwiderte der Vater. „Wer ist sie eigentlich?"

„Eine Nichte des Hauses — ein Comtesse Wiletzka, wie ich gehört habe. Ihre Eltern sind todt. Heut Morgen, ehe Du erwachtest, traf ich sie im Park. Nie hat mir ein Mädchen einen so reinen, unschuldigen, erfrischenden Eindruck gemacht."

„Nun, nun, Du bist am Ende auf dem besten Wege, Dich in sie zu verlieben?“ fragte der Vater, der ihn plötzlich aufmerksam ansah.

„Vater,“ antwortete Berthold hastig, „ich glaube, ich liebe sie. Ich vermuthe, daß sie arm ist, und wenn ich hoffen dürfte . . . .“

„Hoffe nicht, mein Sohn!“ unterbrach ihn der Vater ernst, fast traurig. „Nie wird man Dir ein Kind jener Familie anvertrauen, und thäte man es auch, so würde ich nicht meine Einwilligung geben. Du siehst mich überrascht an? Ja, es ist so, mein Sohn. Du kannst jene junge Dame nicht lieben, es ist unmöglich — Du hast sie nur ein einziges Mal gesehen. Unterdrücke also jeden Gedanken an sie. Ich weiß nicht, was ich in der Nacht gesprochen habe — aber da es einmal der Augenblick erfordert, so muß ich es Dir sagen: Zwischen uns und den Erneckow's darf niemals Freundschaft sein. Ich werde Dir später Aufklärung geben, wenn Du sie verlangst. Schau nicht so trostlos darein. Die ganze Welt ist Dir noch offen. Weshalb solltest Du Dein Herz gerade an die Eine hängen, welche Dir unerreichbar ist?“

Ja, trostlos schaute Berthold vor sich hin. Das Glück, das die Rettung des Vaters und die kurze Unterredung mit Marianne in seinem jungen, empfänglichen Herzen plötzlich emporgezaubert, schien plötzlich vernichtet! Welche Träume hatten bereits vor seiner Phantasie geschwebt — zwar unbestimmt noch, aber doch so leuchtend, so beglückend! Wenigstens sie wiederzusehen hatte er gehofft! Und nun das harte Wort des Vaters: zwischen ihnen und den Erneckow's dürfe niemals Freundschaft sein! Das also war es gewesen, was er geahnt, was ihn beunruhigt . . . .

Ein Reiter kam ihnen entgegengesprengt. Es war ein Verwandter des Herrn Wülfing, der Erkundigungen über

das Schicksal Berthold's und seines Vaters einziehen wollte. Jede weitere Auseinandersetzung war damit für jetzt abgeschnitten, und Berthold kannte seinen Vater und wußte, daß derselbe nicht eher sprechen werde, als bis er es für gut halte. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch an dem Frühstückstische auf dem Dünenschloß war das Gespräch ein stilles und die Stimmung eine gedrückte geblieben, nachdem der Amerikaner mit seinem Sohne das Zimmer verlassen. Der Schloßherr war mit ernster, fast finsterer Miene zurückgekehrt und hatte sehr wenig Theil an der Unterhaltung genommen, die Bittensee fast allein beherrschte, obgleich auch er nicht eben viel sprach, denn er beobachtete aufmerksam den alten Herrn und schien zerstreut oder gedankenvoll zu sein.

„Seltsames Volk, diese Amerikaner!" sagte er. „Man sieht es jedem Einzelnen an, daß sie sich die Herren der Schöpfung dünken, und dabei sehen sie aus und bewegen sich wie Holzpuppen. So ein Amerikaner wird den Bauern nie verleugnen können!"

„Der junge Mann macht einen durchaus angenehmen Eindruck," sagte Herr von Erneckow.

„Er hat hier in Deutschland allerdings etwas Tournüre angenommen", meinte Bittensee kalt. „Nun, woher soll auch Bildung und Lebensart bei solchen Leuten kommen? Der Vater soll sich sein Vermögen mit dem Sklavenhandel erworben haben!"

„Abscheulich!" rief Frau von Erneckow. Auch der alte Herr blickte auf und sah Bittensee fast mißtrauisch an.

„Wissen Sie das bestimmt?" fragte er.

„Man sagt es allgemein", antwortete der Lieutenant.

„Ich möchte es bezweifeln", sagte jetzt Marianne, deren

Gesicht sich geröthet hatte, mit ungewöhnlicher Energie. „Herr Landry war Gutsbesitzer in Virginien.“

„Ah — dann sind Sie genauer und hoffentlich besser unterrichtet, als ich, meine gnädigste Comtesse!“ rief Bittensee mit einer leichten Verbeugung, aber in ironischem Tone.

„Was kann denn Marianne davon wissen!“ warf Frau von Erneckow hin und blickte mit unzufriedener Miene auf das junge Mädchen.

„Doch, liebe Tante, ich weiß es!“ antwortete die Comtesse. „Ich traf den jungen Herrn Landry ganz zufällig heut Morgen im Park und er erzählte mir, weshalb er nach Deutschland gekommen. Da hörte ich denn, daß sein Vater Besitzungen in Virginien hat oder gehabt hat. Sklaven mag er auch wohl gehalten haben, aber er gehört nicht zu den Anhängern des Südens.“

„Was erzählte denn der junge Mann?“ fragte der Schloßherr aufmerksam. „Es interessirt mich.“

Marianne berichtete, nicht ohne eine gewisse Befangenheit, ihr Zusammentreffen mit Berthold und was er ihr erzählt. Es war freilich nicht viel, sprach aber doch gegen die Anklage Bittensee's.

„Ich habe keinen intimen Umgang mit Herrn Wülfing, also auch nicht mit denen, die sich auf seinem Gute befinden“, sagte der Lieutenant geringschätzig. „Doch hörte ich mehrmals von Anderen erzählen, Herrn Landry's Vater sei Sklavenhändler gewesen. Die Familie selbst würde übrigens auch kaum die Wahrheit eingestehen.“

„Und um eines solchen Menschen willen wagtest Du Dein Leben!“ rief Frau von Erneckow.

Der Schloßherr sah seine Gattin mit einem eigenthümlichen Blicke an — vielleicht fiel ihm zum ersten Male auf,

daß sie so rückhaltslos für Bittensee's Ansicht Partei nahm — dann sagte er:

„Aber, Sophie, Herr von Bittensee selbst spricht ja nur vom Hörensagen! — Und nun will ich auf mein Zimmer gehen. Ich habe einige Briefe zu schreiben."

Die ganze Gesellschaft erhob sich und Herr von Bittensee nahm förmlichen Abschied, da er nun nach Hause zurückkehren mußte. Er küßte Marianne, die etwas erregt zu sein schien, sowie der Frau vom Hause sehr ergeben die Hand und versprach in den nächsten Tagen wiederzukommen, wobei er Frau von Erneckow einen bedeutungsvollen Blick zuwarf.

Sobald Herr von Erneckow in sein Zimmer getreten war, griff er nach dem Klingelzug und zog ihn fest und stark.

„Ich will wissen, was er dazu sagt!" flüsterte er vor sich hin.

Wilhelm trat ein.

Dem erfahrenen Diener genügte ein einziger Blick, um zu erkennen, daß sein Herr heftig erregt war, wenn er auch äußerlich ruhig scheinen wollte. Ohne ein Wort zu sprechen, blieb er an der Thür stehen.

„Tritt näher!" sagte Herr von Erneckow. Der Diener gehorchte ruhig. Durchbohrend war das Auge des Schloßherrn auf ihn gerichtet.

„Hast Du mir etwas mitzutheilen?" fragte dieser.

„Nein, gnädiger Herr!"

„Nein? Und doch weißt Du so gut, wie ich, daß er es ist, wirklich ist?" fragte Herr von Erneckow mit kaum hörbarer Stimme.

„Ich weiß es nicht", antwortete Wilhelm, „aber ich kann freilich kaum daran zweifeln."

„Und Du mußt doch am besten wissen, ob er sich in

jener Nacht gerettet haben kann — es waren gestern vierunddreißig Jahr!" sagte der Hausherr.

„Ich that damals, was mir befohlen, und weiter weiß ich nichts", antwortete der Diener. „Ich habe nie seitdem etwas von ihm gehört."

„Wenn er es wäre — wenn er gerettet wäre!" rief der alte Herr und aus seiner Stimme klang es wie ein Schrei nach Gnade. „Ich wollte ins Zuchthaus wandern, wenn ich nur wüßte, daß er es ist. Und er ist es! Kein anderer Mensch wäre so kalt und förmlich gewesen. Er weiß, daß er mir nichts zu danken hat."

„Gottes Wege sind wunderbar", sagte Wilhelm ernst. „Die Vorsehung kann damals sein Leben bewahrt haben, wie es gestern durch Ihre Hand geschehen."

„Aber wie, wie?" rief Herr von Erneckow.

„Nun, das könnte Ihnen gleich sein, gnädiger Herr", sagte der Diener. „Vielleicht erfahren Sie es auch noch von ihm selbst. Es ist freilich kaum glaublich — und doch muß es sein, ich bin überzeugt davon."

„Das quält mich eben, ob er es ist!" rief der Schloßherr. „Alles ruft mir zu: Ja, er ist es! — und doch denke ich wieder, daß es nur eine Selbsttäuschung ist, daß ich glaube, was ich hoffe und wünsche. Und wie soll ich die Wahrheit erfahren? Ich darf doch nicht zu ihm sprechen! Vielleicht weiß er nicht einmal, daß ich daran betheiligt war. Und auf jeden Fall hat er keine Ahnung davon, aus welchen Gründen wir damals handelten!"

„Davon hat er gewiß keine Ahnnng, das möchte ich beschwören", sagte Wilhelm. „Könnte der Sohn nicht den Vermittler bilden? Er ist ein freundlicher und geweckter junger Mann — er sieht der seligen gnädigen Frau ein wenig ähnlich."

„Ich weiß es, ich weiß es", antwortete Erneckow, und seine Stimme klang fast wie Stöhnen. „Aber wie soll das geschehen, wie soll ich den Sohn fragen? Von der Narbe wußte er nichts — der Vater spräche nicht gern davon, sagte er. Wahrscheinlich hat ihm sein Vater nie davon erzählt, aber jetzt wird er es erzählen! Ich habe in seinen Augen gelesen, daß er nichts vergessen hat!"

„Nun, gnädiger Herr, das vergißt man auch nicht, wenn man es überlebt", sagte Wilhelm ernst und dem Schloßherrn fest in's Auge schauend. „Freilich haben Sie ihm gestern das zurückgegeben, was Sie ihm damals nehmen wollten!"

„Ich sehe keinen Ausweg!" rief der alte Herr. „Ich muß es an mich kommen lassen — werde daraus, was da wolle! Ich bin der Qual müde, Du wirst schweigen, wie bisher?"

„Gewiß, gnädiger Herr,"

„Nun, so will ich erwarten, was er unternimmt", fuhr Herr von Erneckow fort. „Er hat also gethan, als ob er auch Dich nicht wiedererkenne?"

„Nicht mit einer Sylbe, nicht mit einem Blick."

„Freilich, freilich — er hat uns Beide damals wohl kaum gesehen — doch der Name muß ihm aufgefallen sein", sagte der Schloßherr, langsam und mit gesenktem Haupte durch das Zimmer gehend. „O, wenn ich ein Mittel wüßte, ihn zum Sprechen zu bringen, zu erfahren, was er denkt und weiß! Ich kann nicht hinüber zu Wülfing!"

„Ich hoffe, der junge Herr wird wohl zu uns herüberkommen", sagte Wilhelm.

„Weshalb?"

„Er erkundigte sich heute in aller Frühe sehr viel nach unserer Comtesse", antwortete der Diener, und obgleich seine

Worte sehr ruhig und gemessen klangen, so glänzte es doch in seinen Augen klug und geheimnißvoll.

„Wie, was willst Du damit sagen?“ fuhr Herr von Erneckow auf. „Der fremde Mensch und — Marianne?“ —

„Er wäre, wenn wir uns nicht irren, immer ein Enkel Seiner Königlichen Hoheit und der hochedlen . . .“

Der alte Herr ließ ihn nicht aussprechen. Er winkte ihm zu schweigen und legte die Hand vor die Stirn, wie um seine Gedanken zu sammeln oder sich mit einem neuen Gedanken vertraut zu machen.

„Laß mich allein!“ sagte er dann. „Wir müssen erst die Wahrheit wissen. Und sollte der Junge oder der Alte kommen — ich bin immer zu Hause für sie, und bin ich nicht da, so laß mich holen!“

Wilhelm neigte still den Kopf und verließ das Zimmer. Draußen auf dem Korridor legte sich ein wehmüthiger Zug, der dennoch einem Lächeln ähnlich sah, um seinen Mund.

„Es scheint ihm wirklich an's Herz zu gehen“, flüsterte er vor sich hin. „Um so besser! Erst wenn er es wahrhaft bereut, gönne ich ihm die Freude. Und der beste Ausweg wäre es! Nun, wie Gott will!“

V.

Die Besitzung Wülfing's lag fast eben so schön, wie das Dünenschloß. Zwar bot sie nicht den Blick auf die offene See; da sie aber auf einer Hügelkette lag, die sich meilenweit in's Land hineinzog, so gewährte sie eine freundliche Aussicht auf die Niederung mit ihren Wiesen und Kanälen und den schmalen aber meilenlangen See, der sich flußähnlich durch das Thal schlängelte. Stand man vor der Haus-

thür des Hauptgebäudes oder auf dem Balkon und ließ man das Auge in die Runde schweifen — hier bewaldetes Hügelland, dort fruchtbare Aecker und Wiesen, überall Dörfer, Häuser, hohe rauchende Schornsteine von Kalk und Ziegelöfen, Dampfmühlen und Cementfabriken, dazu die rothen oder weißen Segel auf dem See — so konnte man sich kaum ein lieblicheres Panorama wünschen. Abwechslung wenigstens bot es dem Auge mehr, als die erhabene Monotonie der See.

Die Besitzung Wülfing's mit ihren ausgebreiteten Feldern, Vorwerken und zahlreichen industriellen Anlagen galt als eine Musterwirthschaft weit und breit. Deshalb war Berthold hier ganz am rechten Orte, um Tüchtiges zu lernen. Denn es galt ja doch als eine beschlossene Sache, daß Vater und Sohn — falls nicht unerwartete Ereignisse dazwischen traten — ihr neues Vaterland Amerika mit der alten Heimath vertauschen sollten. Allerdings überließ der Vater seinem Sohne die Wahl zwischen Europa und Amerika; aber Berthold schien sich bereits für das erstere entschieden zu haben.

Mr. Landry kannte Wülfing noch von Amerika her. Wülfing hatte sich als junger Mann einige Jahre auf der Besitzung Landry's aufgehalten, bis ihm eine bedeutende Erbschaft zufiel und er nach Europa zurückkehrte. Es bestand deshalb zwischen beiden Familen ein durchaus freundschaftliches Verhältniß, und Berthold konnte für ein Mitglied der Familie Wülfing gelten.

Wülfing lag noch immer schwer krank danieder, sodaß er seinem Freunde Landry kaum die Hand drücken konnte, und das Haus war dadurch stiller als sonst. Aber gerade dies stimmte mit den Wünschen Mr. Landry's, ja auch mit denen des Arztes überein, der dem Amerikaner große Ruhe

empfahl, damit nicht nachträglich böse Folgen jener entsetzlichen Meerfahrt einträten. Dem scheinbaren Wohlsein am Morgen nach der Rettung war eine große Schwäche und Abspannung gefolgt, die sich erst allmählich verlor und ein sehr geregeltes, einfaches Leben nöthig machte. Mr. Landry mußte viel schlafen, bei Tage kleine Spaziergänge machen, eine bestimmte Diät gebrauchen. Das wurde ihm durch die Krankheit Wülfing's erleichtert, der sonst ein sehr lebhafter, fast unruhiger Mann war und seinem Gaste wohl kaum die so nothwendige Ruhe gegönnt hätte.

Berthold verließ seinen Vater nur sehr selten. Von den Pflichten seines Berufs war er während dieser Zeit selbstverständlich befreit. Ohnehin ging sein Aufenthalt bei Herrn Wülfing zu Ende; Mr. Landry kam ja zu dem Zwecke, Berthold abzuholen, mit ihm eine Zeit lang zu reisen und sich dann irgendwo in Deutschland anzukaufen.

Nie wieder war zwischen Vater und Sohn die Rede von der Familie Erneckow gewesen. Beide schienen es zu vermeiden, den Namen zu nennen. Und doch mochten Beide oft genug, wenn sie zusammen an einem Fenster saßen und schweigend hinausblickten auf die herbstlich schöne Landschaft, sich jenes Gesprächs erinnern, das sie zusammen auf dem Wagen geführt, als sie Strössow verließen!

Berthold Landry — der junge Amerikaner, wie ihn das Landvolk kurzweg nannte — war schon früher ein Liebling der Dorfleute ringsum gewesen, denn er behandelte Jedermann freundlich und hatte eine offene Hand für jeden Hülfsbedürftigen; wenigstens die Hälfte der jährlichen, nicht unbedeutenden Summe, welche ihm der Vater ausgesetzt, wanderte in die Taschen kranker oder mit Kindern allzureich gesegneter Tagelöhner, Ziegelbrenner und anderer armen Leute. Sein muthiges Benehmen in jener Nacht aber hatte ihn

fast zum Abgott der ganzen Umgegend gemacht. In allen Häusern und Hütten erzählte man von ihm, und natürlich wurde das ohnehin schon gefährliche Unternehmen von der Phantasie des Volkes noch mit einer Menge der abenteuerlichsten Nebendinge ausgeschmückt. Drei Mal sollte Berthold Landry in die See zurückgekehrt sein, um den alten Herrn von Erneckow zu retten, die Wellen sollten Beide funfzig Schritt weit auf den Strand geschleudert haben, und dergleichen mehr. Wo Berthold sich mit seinem Vater zeigte, war er der Gegenstand des Staunens, aber auch der Verehrung, und die Aufmerksamkeit der Landbewohner drohte ihm fast lästig zu werden. Wo irgend Jemand Unrecht geschah, da sagte er: Ich werde zu dem jungen Amerikaner gehen; der wird mir schon helfen! In der That waren bereits einige derartige Forderungen an Berthold gestellt worden, denen er freilich nicht entsprechen konnte, da er sonst in Konflikt mit einigen benachbarten Gutsbesitzern, ja sogar mit den Behörden gerathen wäre.

Es überraschte ihn deshalb nicht sonderlich, als er eines Tages einen Brief erhielt, der durch einen unbekannten Burschen abgegeben war und in dem folgende Worte standen:

„Ein Mädchen wünscht Sie in einer ernsten Angelegenheit allein zu sprechen und erwartet Sie heut Nachmittag um 5 Uhr bei den drei Birken. Wenn es heut nicht möglich ist, dann morgen oder an jedem folgenden Tage.“

Berthold zeigte auch diesen Brief seinem Vater, denn er hätte es nicht über sich gewinnen können, denselben auch nur auf eine Viertelstunde ohne eine genügende Entschuldigung zu verlassen.

„Vielleicht hast Du auch die Herzen der Schönen in der Umgegend erobert,“ sagte der Vater lächelnd. „Natürlich wirst Du zu dem Rendezvous gehen.“

„Oder vielmehr reiten,“ antwortete Berthold, ohne auf den Scherz des Vaters einzugehen, „denn die drei Birken sind fast eine Stunde von hier entfernt.“

So machte er sich denn zur rechten Zeit auf, um die Stunde, die ihm bestimmt, inne zu halten. Einige Minuten vor fünf Uhr langte er bei den drei Birken an. Es war dies eine Waldlichtung, die von einem Fahrweg durchschnitten wurde. Am Rande der Lichtung standen, wie man dies häufig in den nordischen Eichen-, Buchen-, selbst Kiefern-Wäldern trifft, einige einzelne schöne Birken. Berthold sah Niemand, stieg ab und band sein Pferd an einen Baum.

Es dämmerte schnell, denn kurz vor Sonnenuntergang hatten sich schwere Wolken vor die Sonne gelegt. Auf der Lichtung war es noch ziemlich hell, aber der Eichwald lag bereits in geheimnißvoller Dämmerung. Berthold, der ruhig neben seinem Pferde stand, hörte plötzlich ein Rauschen hinter sich, und sich umblickend gewahrte er eine Frauengestalt, die auf ihn zuschritt.

Sie war mehr, als mittelgroß und städtisch gekleidet, wenigstens trug sie nicht die Volkstracht der Bäuerinnen. Um den Kopf hatte sie ein dunkles Tuch geschlungen, aber unter dem Tuch quollen einige starke Locken schwarzen Haares hervor. Sie schien sehr schön zu sein, und zwar von eigenthümlicher Schönheit, die mehr an den Süden, als an den Norden erinnerte. Die großen schwarzen Augen, die kräftige gerade Nase, der volle Mund deuteten auf Kraft, Charakter und Sinnlichkeit. Genau konnte Berthold das Alles in der Dämmerung nicht unterscheiden, aber er erhielt auf den ersten Blick den allgemeinen Eindruck, als sei dies eine außergewöhnliche Erscheinung. Auch erinnerte er sich nicht, sie irgendwo bereits gesehen zu haben.

„Sie sind der junge Amerikaner?“ sagte sie mit tiefer,

klangvoller Stimme. „Ich sehe es. Ich habe mir gedacht, daß Sie ungefähr so aussehen müßten. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Dies sprach sie kurz, fest, etwas hastig, während Berthold seinen Hut lüftete.

„Und mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte der junge Mann.

„Sind Sie entschlossen, kein Wort über das, was ich mit Ihnen verhandle, gegen irgend einen Andern zu äußern?" fragte sie, ihn mit ihren dunklen Augen starr anblickend.

„So unbedingt kann ich das nicht versprechen," antwortete Berthold.

„Es betrifft nur mich allein!" sagte sie.

„Dann ja," erwiderte der junge Mann.

„Also Sie geben mir Ihr Ehrenwort?" fragte sie. „Was ich Ihnen zu sagen habe, sage ich nur Ihnen allein — nicht Vater, nicht Mutter weiß darum, Keiner, außer den Zweien, die es angeht, und Sie, wenn Sie es hören wollen. Ich will Sie nur um Rath fragen, denn man sagt immer, einem muthigen Manne könne man in allen Dingen vertrauen."

„Ich bezweifle das," antwortete Berthold, „denn der Muth ist oft nur eine Sache des Augenblicks und der Erregung. Doch ich gebe Ihnen mein Ehrenwort zu schweigen, vorausgesetzt, daß Sie mir nichts mittheilen, was ich meinen Freunden nicht verschweigen dürfte, ohne für einen Schurken zu gelten."

„Ich verstehe Sie," sagte das Mädchen. „Nein, die Sache geht auf der Welt nur mich an. Also hören Sie. Mein Name ist Josephine Ranack, ich bin die Tochter des Försters Ranack — Sie wissen wohl, dort drüben nach Volckenberg zu."

„Ich weiß,“ antwortete Berthold, ein wenig überrascht, denn zufälliger Weise war gerade von diesem Mädchen im letzten Frühjahr viel gesprochen worden. In der ganzen Umgegend galt sie für eine große Schönheit und sie war es in der That. Ihr Vater, ein geborner Böhme, hatte seit wenigstens zwanzig Jahren die Försterstelle in Volckenberg inne. Im Frühjahr nun hatte ein sehr reicher Bauergutsbesitzer, der Schulze des Dorfes, für seinen Sohn um die Hand der Tochter des armen Försters angehalten und war von Josephine abgewiesen worden. Das hatte natürlich allgemeines Aufsehen erregt, denn der Schulze besaß ein Gut, das wenigstens seine vierzigtausend Thaler werth war, und nur den einzigen Sohn. Aber die Thatsache stand fest — Josephine hatte den Antrag abgelehnt, mit der einfachen Erklärung: sie habe noch nicht die Absicht, sich zu verheirathen, obwohl sie bereits zwanzig Jahr und darüber alt war und Vater und Mutter ihr ernstlich zuredeten. Der Sohn des Schulzen hatte sich trösten müssen und war für's Erste zu seinem Oheim gereist, um dort seinen Groll und seine Niederlage zu vergessen.

Das also wußte Berthold; er hatte auch gehört daß die schöne Försterstochter mit der Büchse und dem Pistol umzugehen verstehe trotz des besten Schützen. Aber gesehen hatte er sie nie.

„Haben Sie vielleicht davon gehört, daß ich den Schulzensohn ausgeschlagen?“ fuhr sie fort. Sie hatte ihren Mantel hochgezogen und die Arme über der hohen Brust gekreuzt.

„Ja, mein Fräulein.“

„Aber Sie haben keine Ahnung, weshalb ich es gethan, trotz Vater und Mutter?“ sagte das Mädchen. „Nun, Niemand weiß es, aber Ihnen muß ich es sagen. Ich that es um des Herrn von Bittensee willen. Kennen Sie ihn?“

Berthold war überrascht und es stieg eine Ahnung in ihm auf.

„Ich kenne den Herrn sehr wenig, aber ich kenne ihn“, sagte er.

„Ich meine den jungen Bittensee“, ergänzte sie.

„Ja, den meine ich auch!“ erwiderte Berthold.

„Ich werde nicht nöthig haben, Ihnen viel zu erzählen“, fuhr sie fort. „Also ich schlug den Antrag aus, weil ich damals Herrn von Bittensee kennen gelernt hatte. Er suchte mich auf und ich kam ihm entgegen, denn er gefiel mir. Ich weiß heut nicht mehr recht, weshalb er mir gefiel — aber es war so. Er wußte mich allein zu sprechen — ich liebte ihn, wir sahen uns öfters im Geheimen, im Walde oder in einer Jagdhütte. Er sagte mir, daß er mich heirathen würde, wenn er nicht von seinem Vater abhängig wäre. Nach dessen Tode aber sollte ich seine Frau werden. Jedenfalls — darauf leistete er einen heiligen Eid — sollte nie eine Andere seine Frau werden. Wenn es ihm unmöglich sei, mich öffentlich zu heirathen, so sollte ich wenigstens im Geheimen stets seine Gattin sein. Würden Sie mich verachten, wenn ich mich auf seine heiligen Schwüre hin als sein Weib betrachtet hätte?“

„Nein“, antwortete Berthold, eigenthümlich ergriffen durch die kurze, stoßweise Rede des Mädchens, die trotz ihrer äußeren Ruhe von tiefer innerer Erregung zeugte.

„Es ist mir lieb, daß Sie das sagen“, fuhr sie fort, „obwohl nichts geändert wäre, wenn Sie anders dächten. Genug, ich betrachtete mich als sein Weib oder seine einzige und ausschließliche Liebe für ewige Zeiten — was bei mir Eins und Dasselbe ist. Nun, seit acht Tagen weiß ich, daß er das Dünenschloß besucht und daß er die Comtesse Marianne heirathen will.“

Es machte einen fast unangenehmen Eindruck auf Berthold, hier plötzlich einen Namen genannt zu hören, der ihm so theuer geworden war. Damals, als er Marianne zuerst im Walde gesehen, war er lebhaft von der Anmuth und Einfachheit ihrer Erscheinung ergriffen worden; er hatte jedoch versucht, das ihm ganz neue und so eigenthümliche Gefühl, das ihn stets bei der Erinnerung an jene Begegnung beschlich, zu unterdrücken. Auf seine Erkundigung hatte er natürlich sofort erfahren, daß sie Erneckow's Nichte sei; aber da ihm jede Gelegenheit fehlte, die Bekanntschaft einer so abgeschlossenen Familie zu machen, wie diejenige war, in welcher die Comtesse Marianne lebte, so hatte er als besonnener Mann versucht, jene Begegnung zu vergessen, die ja auch eine allzuflüchtige war. Viel heftiger und tiefer aber war sein Herz ergriffen worden seit jenem Wiedersehen auf dem Dünenschloß. Mit dem wunderbaren Instinkt der Liebe hatte er das Aufleuchten in den Augen Mariannens bemerkt, als sie ihn im Gesellschaftszimmer zuerst wieder erkannte. Und jener köstliche Morgen, der dann folgte, hatte ihm ein ganzes Himmelreich erschlossen, denn klar und deutlich las er — wenn er sich dessen auch in jenen Minuten kaum bewußt war — Sympathie, Mitgefühl, Theilnahme, genug Alles, was die entstehende Neigung in sich faßt, auf den lieblichen Zügen, in den innigen Blicken der Comtesse. Zwei so einfache, aufrichtige, ächt kindliche Naturen, wie diejenigen Berthold's und Mariannens, zwei Wesen, die nichts von Verstellung wußten, konnten über das, was sie gegenseitig fühlten, nicht im Zweifel sein.

Berthold wußte, wenn er es auch Niemand auf der Welt anzuvertrauen gewagt hätte, daß ihn die Comtesse gern leiden möge, und auch davon hatte er eine Ahnung, daß sie seine bewundernden Blicke verstanden und nicht übel

gedeutet habe. Die strengen Worte des Vaters, der Befehl, jenes Mädchen für immer zu vergessen, hatten ihn deshalb vollständig niedergeschmettert. Er lebte seitdem in einer Art Betäubung. Die ganze Welt war ihm räthselhaft. Er sah die Sonne am Himmel nicht; sie war ihm wie durch einen schweren Nebel verschleiert. Fragen wollte und durfte er jetzt nicht. Zwar — dazu war er Mann genug! — die Hoffnung gab er nicht auf; die erste, allgewaltige Liebe — und eine solche hatte die Begegnung mit Marianne in ihm entzündet! — weicht nicht zurück vor der ersten Warnung. Rede stehen mußte ihm der Vater und ihm Gründe angeben für seinen Haß gegen den Namen Erneckow, sonst konnte er nicht ablassen von jenem wonniglichen Wesen, das sagte sich Berthold immerdar. Aber er fühlte auch, daß in den ersten Tagen des Wiedersehens und während der Vater noch unter den Folgen der überstandenen Gefahren litt, dieser Gegenstand nicht berührt werden dürfe. Er war ein zu guter Sohn, um sich nicht trotz seiner innern Unruhe in Geduld zu fassen.

Zweierlei war es nun, was ihn so peinlich berührte, als das Mädchen den Namen nannte, der ihm mehr als theuer, der ihm heilig war. Zuerst, daß er überhaupt bei einer solchen Gelegenheit und von einem Wesen erwähnt wurde, das Berthold zwar bereits bedauerte, aber kaum achten konnte. Dann aber auch, weil seinem naiven, einfachen Geiste plötzlich die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit auftauchte, jener Herr von Bittensee sei nicht ein Gast, ein Bekannter der Familie Erneckow, sondern ein Bewerber um die Hand Mariannens, ja vielleicht ein begünstigter, berechtigter Bewerber. Ganz im Gegensatz zu dem mißtrauischen Bittensee, hatte er angenommen, der frühere Lieutenant befinde sich nur zufällig auf dem Schlosse, ähnlich wie er

selbst. Deshalb war seine Stimme etwas unsicher, als er nach einer kurzen Pause, in welcher ihm all' diese Gedanken blitzschnell durch den Kopf gegangen, langsam fragte:

„Woher wissen Sie das? Wissen Sie es genau?"

„Nun, was soll er sonst dort thun?" antwortete sie. „Das Mädchen ist schön, vielleicht auch reich. Und mich vernachlässigt er, daß weiß ich, fühle ich. Ich habe ihn gestern danach gefragt. Er wurde bleich und stammelte verworrenes Zeug. Darauf sagte ich ihm auf den Kopf zu, daß er die Comtesse heirathen wolle und er gestand es zu. Er sei arm, sagte er, das Gut seines Vaters sei verschuldet, er müsse eine reiche Person heirathen. Aber es sei nur eine Scheinheirath; mich werde er nie vergessen und verlassen. Genug, er hat mich betrogen."

„Es ist aber noch die Frage, ob die Comtesse seine Bewerbung annimmt," sagte Berthold.

„Davon sprach er als von einer ganz gewissen Sache," antwortete die Försterstochter. „Die Gräfin sei sterblich in ihn verliebt und ungeheuer reich."

„Beides könnte fraglich erscheinen," sagte Berthold mit etwas gepreßter Stimme. „Indessen nehmen wir an, es sei so. Welches ist nun der Rath, den Sie von mir verlangen?"

„Ich will wissen, welche Rechte ich habe, um den elenden, erbärmlichen Menschen zu zwingen, sein Versprechen gegen mich zu halten," anwortete sie. „Es ist mir nur um meine äußerliche Ehre zu thun. Daß er mich nicht liebt, weiß ich jetzt, und auch ich liebe ihn nicht mehr. Aber ich will nicht, daß er eine Andere heirathet. Ich will mir sagen können, daß ich ihn gezwungen habe, sein Versprechen zu halten. Das soll meine Rache sein."

„Ich kenne die Gesetze dieses Landes nicht so genau, um

Ihnen eine durchaus sichere Auskunft geben zu können," erwiderte Berthold. „Aber was ich im Allgemeinen davon weiß, ist wenig günstig für Sie. Bei uns, in meinem Vaterland, sind die Gesetze in dieser Hinsicht strenger und ein nicht gehaltenes Heirathsversprechen kann böse Folgen nach sich ziehen. Die Betrogene hat in jedem Falle Anspruch auf eine reichliche Entschädigung."

„Daran liegt mir nichts!" rief das Mädchen heftig. „Er soll nicht heirathen, das ist mein Wille!"

„Sie werden schwerlich im Stande sein, diesen Willen durchzuführen," sagte Berthold. „Selbst wenn ein schriftliches Eheversprechen vorläge, so würden Sie immer nur eine Art Entschädigung beanspruchen können, aber nicht die Macht über die Person des Ungetreuen haben. Sie können ihn nicht hindern, zu heirathen, wen und wann er will."

„Und dessen sind Sie ganz sicher?" fragte sie kaum hörbar.

„Ja, ich glaube mich nicht zu irren," antwortete Berthold.

„O, ich wünschte, ich wäre ein Mann!" rief sie plötzlich mit einem Schrei der Verzweiflung. Dann sank ihre Stimme wieder zu dem gewöhnlichen tiefen Ton. „Ich dachte es mir," fuhr sie fort. „Es kann in solchen Dingen keine andern Gesetze geben, als diejenigen des Herzens und der Ehre. Hätte ich einen Bruder, so würde ich mich dem vertraut haben. Aber vielleicht hätte der Schurke ihm nicht einmal Rechenschaft und Genugthuung gegeben."

„Das glaube ich selbst", sagte Berthold.

„Und Sie, Sie würden nicht wagen, mit ihm darüber zu sprechen?" fragte sie leise und voll Erwartung.

„Wagen würde ich es wohl, aber ich sehe keinen Nutzen davon", antwortete Berthold. „Ich weiß, wie die Männer

von dem Schlage Bittensee's über derartige Verhältnisse denken. Ihr Ruf würde auch nicht dadurch wiederhergestellt werden, daß ein anderer junger Mann Sie vertheidigt. Im Gegentheil, man würde vermuthen, der neue Liebhaber sei eifersüchtig auf den alten. Ueberdies zwingen mich ganz besondere Umstände, jedes derartige Zusammentreffen mit Herrn von Bittensee zu vermeiden."

Berthold meinte dies aufrichtig. In seinem Innersten fühlte er sich als Bewerber um die Zuneigung der Comtesse, als Nebenbuhler Bittensee's. Er durfte also nichts thun, was ihm später irgend einmal, falls man seine Liebe zu Marianne entdeckte, als unedel und eigennützig hätte ausgelegt werden können. Gerade er durfte nichts thun, um Bittensee's Ruf noch mehr zu untergraben. Auch war es ja möglich, daß Marianne jenen Mann liebte! Doch nein — das glaubte er nicht, das schien ihm unmöglich. Ihre Blicke in jener Morgenstunde hätten nicht etwas so Eigenthümliches, Vertrauendes gehabt, wenn ihr Herz einem Andern gehörte!

Aber noch ein anderer Umstand bewog ihn, das Ansinnen des fremden Mädchens kurz abzuweisen. Berthold hatte der Erzählung ihres Geschicks zuerst mit Theilnahme gelauscht; als sie aber ihre Gedanken so offen aussprach und nur Rache verlangte, da fühlte er sich häßlich berührt. Er begriff wohl, was in dem Herzen einer so bitter Getäuschten vorging, aber er wußte nun, daß Stolz und Leidenschaft, vielleicht auch Ehrgeiz sie zu einer Verbindung getrieben, die schwerlich ein gutes Ende nehmen konnte. Jetzt, da sie betrogen war, wollte sie sich rächen. Nun, mochte sie das thun, wenn ihr Charakter sie zu einer solchen Vergeltung hindrängte. Aber weshalb sollte er ihr Werkzeug sein? Mochte sie ihren eigenen Weg wandeln!

„Ich dachte mir wohl, daß Sie auf meinen Plan nicht

eingehen würden", sagte sie mit einem Tone der Enttäuschung, der deutlich verrieth, daß sie die trockene Ablehnung Berthold's vollkommen begriffen. „Was hätte ich Ihnen auch zum Dank zu bieten? Meine Liebe würden Sie verschmähen nach dem, was Sie wissen, und meine Bewunderung und Unterwürfigkeit kann Ihnen gleichgültig sein. Und doch — wie würde er aufbrausen bei dem Gedanken, daß ich Sie vorzöge, daß ich Sie mehr liebte, als ihn — denn ich weiß wohl, er hängt noch an mir!"

„Ich halte Herrn von Bittensee einer wahren Liebe überhaupt für unfähig", sagte Berthold. „Wenigstens macht er mir den Eindruck. Es thut mir wahrlich leid, Ihnen keinen andern Rath geben zu können, als von der Zukunft eine günstigere Wendung Ihres Geschicks zu erwarten und darauf zu hoffen, daß jene Verbindung mit der Comtesse nicht stattfinde. Aber ich würde unrecht thun, Ihnen etwas Anderes zu sagen, als was ich für wahr und sachgemäß halte."

„Ich danke Ihnen", antwortete das Mädchen. Und dann, ihre Hand auf seinen Arm legend, fügte sie leise, mit heiserer Stimme hinzu: „Ich sage Ihnen, er wird die Comtesse nicht heirathen!"

Unmittelbar nach diesen Worten wandte sie sich ab und der dunkle Wald entzog ihm die Umrisse ihrer Gestalt.

Die ganze Begegnung hatte einen unangenehmen Eindruck auf Berthold gemacht. Er schwang sich auf sein Pferd, und ritt so schnell es die Dunkelheit erlaubte, nach Hause. um bald wieder bei seinem Vater zu sein. Sollte er sich irren, wenn er eine Verbindung der Comtesse mit Herrn von Bittensee für unmöglich hielt? War diese Verbindung nicht vielleicht eine längst beschlossene Sache? Immer stand ihm das freundliche, sanfte Gesicht Mariannens vor Augen, theils lieblich lächelnd, theils ernst und sinnend. Und dieses

herrliche Wesen — in seinen Augen ein Meisterwerk der Schöpfung und dazu bestimmt, einen viel bessern, edlern Mann, als er selber war, glücklich zu machen — sollte sein ganzes Leben an der Seite eines eitlen, herzenskalten, frivolen, schlau berechnenden Mannes hinbringen? Bittensee heirathete ja doch nichts in ihr, als die Erbschaft, die ihr die Verwandten einst hinterließen — es war ja in der ganzen Gegend kundig, daß er nur auf Vermögen Rücksicht nahm. Das Herz zog sich ihm zusammen. Sollte er dem Allen zusehen, ohne etwas für sich zu wagen, während es vielleicht noch Zeit war? Sollte er nicht seinen Vater um eine offene Erklärung bitten, um dann selbst bestimmen zu können, ob denn für ihn keine Hoffnung sei? Sollte er entsagen, ohne zu wissen, weshalb? ohne auch nur eine einzige männliche Anstrengung zu machen, um sich das höchste Glück der Welt zu erringen? Nein, das durfte er nicht. Zu hoch war der Preis, als daß er nicht um desselben willen einen Kampf, selbst einen schweren Kampf hätte wagen sollen.

Zu seinem Vater zurückgekehrt, theilte er diesem mit, daß er über die Unterredung, die er gehabt, nicht sprechen könne, verhehlte aber nicht, daß sie ihm einen unangenehmen Eindruck gemacht habe.

„Es ist inzwischen auch ein Brief von Herrn von Erneckow gekommen", sagte der Vater.

Ueber Berthold's Gesicht flog es wie freudige Ueberraschung. Dem Vater entging das nicht.

„Es ist ein amtliches Schreiben", sagte er, dem Sohne den Brief reichend. „In seiner Eigenschaft als Dominial-Verwalter — oder wie sie ihn sonst nennen mögen — fordert mich Herr von Erneckow auf, das Wrack, das auf den Strand geworfen worden, zu rekognosciren, damit er es mir ausliefern könne. Du unterziehst Dich wohl statt meiner

der Aufgabe, falls eine solche Förmlichkeit überhaupt nothwendig ist. Denn was liegt an dem Wrack! Uebrigens sind dem officiellen Schreiben einige freundliche Zeilen beigefügt, in welchen sich Herr von Erneckow nach unserm Befinden erkundigt."

Berthold überflog das Schreiben. Auf der untern Hälfte desselben standen von der Hand des Schloßherrn die Worte: „Es würde mich sehr freuen, bei dieser Gelegenheit die Herren wiederzusehen und mich zu überzeugen, daß die böse Nacht keine Folgen zurückgelassen hat."

„Du entschuldigst mich wohl mit meinem Zustande, der mir jede Strapaze verbietet", sagte Mr. Landry. „Im Uebrigen wirst Du, wenn Du morgen hinüberreitest, meine ergebene Empfehlung ausrichten."

Der Ton dieser Worte war ein so eigenthümlicher, daß Berthold unwillkürlich dem Vater fragend in's Gesicht schaute.

„Damit ist es Dir nicht Ernst", sagte er.

„Nun, wenn auch nicht, die Höflichkeit verlangt doch diese Formen", antwortete der Vater. „Und man soll nicht sagen, daß wir in Amerika alle Schicklichkeit vergessen hätten!"

Berthold ging einige Schritte durch das Zimmer. Dann sagte er, vor seinem Vater stehen bleibend, mit schwerer und gepreßter Stimme:

„Vater, dieses Geheimniß lastet schwer auf mir, schwerer als Du glaubst. Es wäre mir besser, Du sagtest mir die ganze Wahrheit."

„Und warum?" fragte Mr. Landry ruhig. „Glaubst Du, ich würde schweigen, wenn ich nicht Schweigen für besser hielte, als Sprechen? Es giebt vergangene Dinge, mit denen ich Dich verschonen möchte, weil ihre Kenntniß Dir zu

nichts, zu gar nichts helfen kann und nur Dein Gemüth verbittern würde. Glaube mir, und lebe so froh, so sorglos, wie diese Welt es nur dem jugendlich leichten Sinn gestattet."

„Nein, das kann ich nicht mehr, Vater!" rief Berthold. „Die Comtesse hat es mir angethan, ihr Bild verläßt mich nicht. Ich kann freilich entsagen, aber nur wenn ich weiß, daß zwischen ihr und mir Hindernisse stehen, die keines Menschen Macht zu überwinden vermag!"

Berthold hatte mit unterdrückter Stimme, aber so erregt gesprochen, daß der Vater ihn betroffen anschaute. Dann legte der alte Mann den Arm sanft um die Schulter seines Sohnes.

„Mein lieber, lieber Junge", sagte er leise, „ich glaube, es giebt solche Hindernisse. Die Erneckow's werden dem simplen Berthold Landry niemals ihre gräfliche Verwandte zur Frau geben, und ein Landry wird sich auch nicht eine Zurückweisung holen wollen."

„Aber Vater", rief Berthold, „das hieße doch die schönste Hoffnung des Lebens allzuleichten Kaufes aufgeben! Soll es mir denn nicht erlaubt sein, einen Versuch zu machen? Und gesetzt, Du hättest Dich, was ich nur ahnen kann, über eine Unbill von Seiten des Herrn von Erneckow zu beklagen — hat er sie nicht dadurch gut gemacht, daß er Dich gerettet?"

„Mein lieber, guter Junge," erwiderte Mr. Landry bewegt, „was mich anbetrifft, so wollte ich alle Unbill, die mir zugefügt worden, von Herzen gern verzeihen, wenn ich Dich nur glücklich sehen könnte! Aber Du kennst den Stolz jener Menschen nicht! Du hast keine Ahnung, welcher Thaten, ja welcher Unthaten sie fähig sind, wenn es sich um ihre vermeintliche Ehre handelt! Noch einmal bitte ich, lieber

Sohn, suche Dein Herz, suche diese bis jetzt nur flüchtige Neigung zu bekämpfen. Wirf jede trügerische Hoffnung von Dir! Selbst bei dem Mädchen, das jetzt noch natürlich und menschlich denken und fühlen mag, wird es nur weniger Ermahnungen bedürfen, um sie mit den Vorurtheilen ihres Standes zu erfüllen und blind gegen alle anderen Vorzüge, als die des Ranges zu machen."

„Nein, das glaube ich nicht!" rief Berthold.

„Nun, so hole Dir selbst die bittere Ueberzeugung!" sagte der Vater schmerzlich. „Außerdem bin ich überzeugt, daß der junge Mann, den wir dort gesehen, jener Herr von Bittensee, bereits mit der Dame versprochen ist."

„Auch das glaube ich nicht," antwortete Berthold.

„Du glaubst, was Du hoffst, wie es die Jugend immer thut," sagte der Vater traurig bewegt. „Nun, ich will Dich nicht zurückhalten. Vielleicht bietet sich Dir morgen abermals eine Gelegenheit, einen Blick in jene Familie zu werfen. Sei aufmerksam und beobachte mit hellem Auge — laß Dich nicht blenden durch Deine Zuneigung! Vielleicht kehrst Du um Vieles erfahrener zurück!"

„Und Du willst mir nicht sagen, was zwischen Dir und jener Familie vorgefallen!" fragte Berthold bittend.

„Nein!" antwortete der Vater fest. „Du wirst es immer noch früh genug erfahren, und wenn Du es nie erfährst, um so besser! Für mich ist jene Zeit begraben; ich wünschte, die Erinnerung daran wäre nie aufgetaucht!"

Damit war die Unterredung über diesen Gegenstand abermals geschlossen. Berthold überlegte lange, ob er dem Rathe des Vaters folgen und nicht nach dem Schlosse hinüber reiten solle. Aber zuletzt siegte der Entschluß, den er schon vorher gefaßt: wenigstens den Versuch zu machen, sich

Marianne zu nähern. Er wollte scharf beobachten, wie der Vater es wünschte, und sein zukünftiges Verhalten von dem Resultat dieser entscheidenden Beobachtung abhängig sein lassen.

VI.

War Berthold's Herz auch noch glühend und voller Hoffnungen, so besaß er doch auch, wie sich das schon in seinem äußern Auftreten und in seiner Unterhaltung zeigte, einen gereiften männlichen Verstand. Es war ihm also vollkommen Ernst mit seinem Entschluß, genau auf Alles zu achten, was sich seinem körperlichen oder geistigen Auge bei dieser zweiten Begegnung mit der Famile Erneckow darbieten werde, sowohl auf Günstiges, wie auf Ungünstiges. Er hatte sich während einer fast schlaflosen Nacht eingestehen müssen, daß jene Morgen-Unterredung mit der Comtesse Hoffnungen in ihm erweckt habe, denen vielleicht aller Grund fehlte. Denn er hatte vergessen, Gewicht darauf zu legen, daß er der Retter des Herr von Erneckow gewesen. Jene Anmuth, Freundlichkeit und Zutraulichkeit, die ihn bezaubert, konnten möglicher Weise nur die duftenden Blüthen eines dankerfüllten Herzens sein, das weit, weit entfernt von jeder Regung der Liebe war.

Der erste Empfang schien nicht ungünstig. Herr von Erneckow begrüßte den jungen Mann mit einer gewissen achtungsvollen Vertraulichkeit, die nirgends ein Standesvorurtheil durchblicken ließ. Die Besichtigung des Wracks sollte in Gegenwart eines Kommissars aus Lüngermünde und des Dorfschulzen von Strössow um zehn Uhr stattfinden. Beide Männer trafen fast unmittelbar nach Berthold auf dem Schlosse ein; dieser hatte also nur wenige Worte mit dem Schloß-

herrn wechseln und das Ausbleiben seines Vaters entschuldigen können. Von der Frau des Hauses und von Marianne war nicht die Rede gewesen.

Die Besichtigung des Wracks war in der That nur eine Formalität. Jedermann wußte, daß es dem Amerikaner gehöre. Gegenstände von Werth befanden sich nicht auf demselben und Berthold erklärte im Namen seines Vaters, daß er dasselbe den Armen in Strössow zum Geschenk mache; der Holzwerth war noch immer kein unbeträchtlicher. Bei dieser Gelegenheit erfuhr auch Berthold, daß das Boot des Herrn von Erneckow, ohne allzugroßen Schaden zu leiden, ans Land getrieben und bereits zur Ausbesserung nach Lüngermünde gebracht sei. Der alte Herr schien sehr erfreut darüber und meinte, in ungefähr acht Tagen könne er nun wieder eine ähnliche Fahrt wagen; freilich werde er dann vorsichtiger sein.

Unten in Strössow empfahlen sich der Schulze und der Kommissar. Auch Berthold hatte, um nicht die Gastfreundschaft des Schlosses herauszufordern, sein Pferd unten im „Kronprinzen" eingestellt und wollte sich von Herrn von Erneckow verabschieden.

„Aber ich rechnete bestimmt darauf, daß Sie zu Mittag bleiben würden", sagte dieser. „Ich habe Sie meinen Damen bereits angemeldet. Wir essen um ein Uhr — jetzt ist es fast zwölf. Wenn Sie nicht sehr ernstliche Gründe haben, um sofort zu Herrn Wülfing zurückzukehren, so müßte ich fast glauben, Sie fühlten sich nicht wohl bei uns."

Diese Worte konnten eine Anspielung enthalten; vielleicht waren sie auch nur eine Höflichkeitsform. Berthold beschloß, sie zu seinen Gunsten zu benutzen.

„Um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, nehme ich sofort und ohne Ceremonien an", antwortete er lächelnd.

„Das ist recht!“ sagte der alte Herr. „So kommen Sie!“

Die Beiden gingen zum Schlosse hinauf. Berthold hatte sich vorgenommen, auch nicht durch eine Miene merken zu lassen, daß er etwas von früheren Beziehungen zwischen Herrn von Erneckow und seinem Vater ahne; er wollte sich ganz unbefangen zeigen. Der Schloßherr bot ihm selbst die beste Gelegenheit dazu, indem er ihn einlud, die Wirthschaftsgebäude zu besichtigen. Berthold fand sie in sehr gutem Zustande und sprach seine Anerkennung offen aus, was dem alten Herrn sichtlich gefiel, da er wohl hörte, daß Berthold ein Kenner sei. Der junge Mann deutete allerdings auch darauf hin, das Dieses oder Jenes bei Herrn Wülfing anders und nach seiner Meinung besser eingerichtet sei, namentlich hielt er die Maschinen Wülfing's für praktischer. Herr von Erneckow meinte, er müsse sich diese Maschinen einmal gelegentlich ansehen. Aus dem Munde eines so bekannten Aristokraten klang dies bereits wie ein Zugeständniß. Dann erkundigte sich der alte Herr nach den amerikanischen Wirthschaftseinrichtungen.

„War Ihr Vater stets Landmann?“ fragte er.

„So lange ich denken kann, ja“, antwortete Berthold. „Wenn ich nicht irre, war er auch in Deutschland für dieses Fach bestimmt, und bald nach seiner Ankunft in Amerika kaufte er die Besitzung, die wir jetzt noch inne haben; freilich ist sie seitdem um das Zehnfache durch Urbarmachung und Ankauf vergrößert.“

„Aus welcher Gegend Deutschlands stammt Ihre Familie?“ fragte der Schloßherr.

Diese scheinbar ganz harmlose Frage setzt Berthold in Verlegenheit. Er konnte keine Antwort darauf geben. Sein Vater hatte stets gesagt, der Sohn werde einst seine Jugend-

geschichte erfahren, und zwar, wenn nicht eher, aus seinen hinterlassenen Papieren, und bis jetzt war Berthold durch nichts veranlaßt worden, sich mit der Jugendzeit seines Vaters zu beschäftigen. Er ahnte freilich, daß dieselbe manchen Anlaß zu trüben Erinnerungen biete und errieth nun auch, daß wahrscheinlich die Familie Ernecków in diese Jugendgeschichte verwickelt sei.

„Ich weiß es wirklich nicht," antwortete er endlich nach kurzem Zögern mit einem Lächeln, das freilich etwas gezwungen war. „Mein Vater scheint nicht gern an seine Jugend zurückzudenken, und da Amerika meine Heimath ist und wir, so viel ich weiß, gar keine Verwandten in Deutschland haben, so ist nie von der Vergangenheit zwischen uns die Rede gewesen."

Berthold fühlte wohl, daß die Blicke des Herrn von Ernecków mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet waren. Da er aber die Wahrheit sagte, so verlor er seine Unbefangenheit nicht.

„Verzeihen Sie, es war eine ganz müßige Frage," sagte der Schloßherr.

„Aber eine sehr natürliche," erwiderte Berthold. „Ich werde meinen Vater um Auskunft bitten."

Dieses Gespräch fand bereits auf dem Rückwege nach dem Schlosse statt. Als sie dasselbe erreichten, sahen sie, daß ein Stallbursche ein Pferd vor dem Nebengebäude auf- und abführte, wie es schien, um es sich abkühlen zu lassen.

„Schon wieder!" sagte der alte Herr nach einem flüchtigen Blicke auf das Pferd, und es schien, als sei der Besuch ihm nicht eben angenehm. In demselben Augenblick sah auch Berthold an einem Fenster des Schlosses die Gestalt des Herrn von Bittensee.

Der also war es, und diesem hatte das „Schon wieder!"

des alten Herrn gegolten! So unangenehm Berthold ein Zusammentreffen mit dem Lieutenant war, so fühlte er dennoch im Augenblick nichts weniger als Mißbehagen. Wie konnte Herr von Erneckow die beiden so ausdrucksvollen Worte gebrauchen, wenn Herr von Bittensee in irgend einem vertraulichen Verhältnisse zur Familie stand, vielleicht gar der Verlobte Mariannens war! So spricht man nicht von einem zukünftigen Verwandten! Berthold hätte laut aufjubeln mögen. Der erste Theil seiner Hoffnungen war eingetroffen: Marianne gehörte noch keinem Andern an.

Als sie in das Gesellschaftszimmer traten, fanden sie nur Frau von Erneckow und Bittensee. Die Erstere empfing den jungen Amerikaner mit so kalter, förmlicher Miene, daß Berthold wohl errieth, die Einladung zum Bleiben sei nur von dem Schloßherrn, nicht auch von dessen Gattin ausgegangen. Keine Erkundigung nach dem Befinden des Vaters — nichts, nur einige ceremonielle Redensarten! Berthold war jedoch nicht in der Stimmung, sich dadurch beirren zu lassen. Dagegen fiel ihm das sichere, fast übermüthige Wesen Bittensee's auf, der ihn übrigens kaum beachtete. Bittensee that fast, als ob er hier zu Hause sei. Wie reimte sich das mit dem mißvergnügten Ausruf des alten Schloßherrn? Berthold ahnte, daß es die Hausfrau sei, welche Bittensee begünstige.

Erst im Speisaal fand er Marianne. Bittensee hatte Frau von Erneckow in den Saal geführt und sich dann mit halb vertraulicher, halb ehrerbietiger Miene Marianne genähert. In dem Augenblick, in welchem er ihr die Hand küßte, bemerkte die Comtesse den jungen Amerikaner, der mit ihrem Oheim zugleich eintrat. Sichtlich überrascht und erfreut entzog sie dem Lieutenant schnell ihre Hand und erwiderte die Begrüßung Berthold's mit einem flüchtigen Erröthen.

Auch das schien ein gutes Vorzeichen. Noch also war das Feld frei und Berthold wollte diese Freiheit benutzen, sich vor Allem nicht durch den Hochmuth und die Kälte Bittensee's niederdrücken lassen.

Die Gelegenheit war ihm günstig. Herr von Erneckow fragte nach amerikanischen Zuständen und Berthold wußte darüber so anschaulich und lebendig zu berichten, daß er die Unterhaltung fast allein beherrschte. Er vermied übrigens Alles, was in diesem aristokratischen Kreise unangenehm hätte berühren können, und verschwieg die Schattenseiten der großen Republik nicht. Er hatte weite Reisen in das Innere des Landes gemacht, den Mississippi befahren, die Prairieen von Texas durchritten, außerdem kannte er fast ganz Europa. Bittensee suchte ihn allerdings zuweilen durch scheinbar naive Fragen, die an's Unverschämte grenzten, in Verlegenheit zu setzen; aber Berthold achtete entweder nicht darauf oder gab lachende Antworten. Mariannens Blicke hingen an seinem Munde; ihre glänzenden Augen, ihre zuweilen leicht geöffneten Lippen drückten eine freudige Theilnahme und inniges Interesse aus. So hatte sie noch Niemand erzählen hören; das war ein gewaltiger Abstand gegen die ruhigen, kühlen, oft nüchternen Gespräche, welche bisher in diesem Zimmer geführt worden. Vergebens versuchte Bittensee einige Anekdoten aus der Nachbarschaft einzuflechten; Herr von Erneckow hatte heut kein Ohr für ihn und wandte sich immer wieder an Berthold Landry, um ihm neue Fragen vorzulegen. Zuletzt wollte Bittensee Marianne in ein besonderes Gespräch verwickeln und Frau von Erneckow unterstützte ihn dabei, weil sie seine Absicht begriff. Aber auch das gelang nicht. Marianne hörte nur mit halbem Ohr und zuletzt gar nicht mehr auf sie. Die Miene der Tante wurde immer finsterer. Sie erhob sich eher, als dies nothwendig war, und gab da=

durch das Zeichen zur Beendigung des Diners. Marianne schien noch im Eßsaal bleiben zu wollen, aber die Tante forderte sie fast gebieterisch auf, sie zu begleiten.

Das Alles entging Berthold nicht. Seine Wangen glühten. Er konnte kaum daran zweifeln, daß die Comtesse ihm eine außergewöhnliche Theilnahme zuwende und daß ihr Herz ganz frei sei. Länger durfte er jedoch nicht auf dem Schlosse verweilen; es hätte sonst scheinen können, als wolle er die ihm gewordene Gastfreundschaft über Gebühr in Anspruch nehmen.

Der Morgen war trüb und nebelig gewesen; aber während der Mittagszeit hatte sich die Sonne Bahn durch das Gewölk gebrochen und jetzt lachte der Himmel in seiner reinsten Bläue.

„Ich begleite Sie eine Strecke weit," sagte Herr von Erneckow. „Erwarten Sie mich am Volckenberger Wege. Ich muß ohnehin einmal hinüber nach den Wiesen. Da reiten wir noch ein halbes Stündchen zusammen. Herr von Bittensee wird inzwischen den Damen Gesellschaft leisten."

Dem Letztern schien das durchaus angenehm; behielt er doch nun freies Feld für sich und konnte möglicher Weise das verlorene Terrain durch kleine boshafte Bemerkungen über den „jungen Schwätzer" wieder gewinnen! Berthold fragte, ob er sich den Damen empfehlen könne.

„Meine Frau schläft wahrscheinlich," sagte der Schloßherr. „Das ist ihre Gewohnheit. Ich werde Sie bei ihr empfehlen. Meine Nichte sehen wir wohl noch im Wohnzimmer."

In der That stand Marianne dort am Fenster. Berthold sagte ihr Adieu mit einer Mischung von Achtung und Herzlichkeit, die seiner Stimme einen ganz eigenthümlich gewinnenden, fast feierlichen Klang verlieh. Marianne durfte

nicht den Wunsch aussprechen, ihn wiederzusehen. Aber lag dieser Wunsch nicht in ihren Augen? Und was anderes bedeuteten die Worte: „Von den Indianern möchte ich wohl noch viel mehr hören; sie interessiren mich, seitdem ich Cooper las, und ich finde, daß sie in Ihren Schilderungen wohl an Romantik, aber nicht an Interesse und Seltsamkeit verlieren."

Wie leicht war Berthold's Schritt, als er das Schloß verließ! Er hatte nun beobachtet, mit aller Schärfe, mit dem steten Bewußtsein, daß er sich nicht selbst täuschen dürfe. Aber Alles war zu seinen Gunsten ausgefallen. Was kümmerte es ihn, ob Frau von Erneckow ihn ihren Ahnenstolz fühlen ließ! Waren doch Marianne und ihr Oheim um so freundlicher und gütiger gegen ihn!

In der Nähe des Pavillons begegnete ihm Wilhelm, der von Strössow heraufkam. Berthold grüßte den alten Diener, der ihn mit einem so eigenen Blick ansah, zuerst.

„Wie gehts, alter Freund?" rief er. „Ich hätte eine Bitte an Sie!"

„Nun, befehlen Sie nur, junger Herr", antwortete Wilhelm.

„Ich bin hier so freundlich aufgenommen worden", sagte Berthold, „und doch steht es nicht in meiner Macht, diese Güte zu erwidern. Wenn ich es wagen dürfte, so würde ich der Frau von Erneckow und der Comtesse gern ein kleines Präsent, eine Aufmerksamkeit übersenden, etwas, das jede Dame gern annimmt. Haben Sie keine Ahnung, was ich wählen könnte? Haben die Damen nicht für irgend etwas eine besondere Vorliebe?"

Wilhelm überlegte eine Minute lang, was er vielleicht nur that, um dem jungen Manne recht tief in die Augen blicken zu können.

„Die gnädige Frau hat für gar nichts Vorliebe", sagte er dann. „Ich glaube auch, sie würde eine derartige Aufmerksamkeit nicht einmal gern annehmen — es müßte denn ein schöner Hirsch oder etwa ein Dutzend Rebhühner sein, für die Küche, denn sie ist etwas sparsam. Die Comtesse aber liebt Blumen, das weiß ich, schöne seltene Blumen. Wenn sie nach Lüngermünde fährt, bringt sie aus dem dortigen Treibhaus immer etwas Apartes mit."

„Ah, das ist ja vortrefflich!" rief Berthold. „Da bin ich ja aus aller Verlegenheit. Schönsten Dank! Sie sind wohl schon sehr lange bei der Familie?"

„Seit über vierzig Jahren", antwortete Wilhelm.

Berthold erschrak unwillkürlich. Seit über vierzig Jahren! Dann mußte ja auch dieser Diener vielleicht wissen, was sich einst zwischen den Erneckow's und Berthold's Vater zugetragen!

„So lange!" sagte er, sich schnell sammelnd. „Dann kennen Sie ja den Schloßherrn fast von Kindheit an?"

„So ist es auch", antwortete Wilhelm, „ich bin einige Jahre älter und habe ihm noch das Reiten beigebracht."

Berthold durchfuhr die Idee, ob er sich nicht mit einer offenen Frage an den Diener wenden solle, der ihn so gutmüthig und klug ansah. Doch nein, das ging nicht an. Unwillkürlich reichte er dem Diener die Hand zum Abschied, welche dieser fast zögernd und mit einer achtungsvollen Verbeugung nahm. Dann ging er nach dem Dorfe hinab. Aber die Frage, ob er sich nicht doch an den Diener wenden solle, um irgend etwas über vergangene Tage zu erfahren, beschäftigte ihn lebhaft. Aufgefallen war ihm schon am Morgen nach jener gefährlichen Nacht, daß sein Vater und der Diener sich zuweilen so ernst und scharf ansahen, fast als suchte Jeder aus dem Gesicht des Andern eine alte Bekannt-

schaft herauszulesen. Dann aber verdrängte der Gedanke an Marianne das Zusammentreffen mit dem Diener.

Zehn Minuten darauf hielt Berthold auf seinem Pferde an der Straße nach Volckenberg, die sich von dem Wege nach Neuendorf abzweigte, und erwartete Herrn von Erneckow. Plötzlich sah er zwei Gestalten aus dem Schatten des Buchenwaldes auftauchen. Das Herz klopfte ihm schneller. Neben Herrn von Erneckow ritt eine Dame, Marianne.

Berthold mußte eine gewaltige Anstrengung machen, um ruhig zu bleiben. Sein Herz rief ihm zu, daß die Comtesse sich zu ihm hingezogen fühle, und er hätte ihr sagen mögen, daß er ihr aus tiefstem Herzen für die süße Ueberraschung danke, die sie ihm bereitet. Aber es galt, fest und sicher in den Grenzen der achtungsvollen Zurückhaltung zu bleiben. Er ritt den Beiden entgegen.

„Ist es möglich, Comtesse", rief er, „so schnell hat sich die Salondame in eine Amazone verwandeln können?"

Marianne lächelte, und das verrätherische Erglühen zeigte sich wieder auf ihren von der frischen Luft gerötheten Wangen. Dann senkte sie die Augen.

Sie wäre auch vielleicht um eine Antwort verlegen gewesen. Aber schon kam ihr Onkel Erneckow zu Hülfe.

„Nun, Sie wissen ja", sagte er, „wenn eine Dame will, so ist sie mit ihrer Toilette flinker, als der beste Soldat! Meine Nichte hörte kaum, daß ich ausreiten wolle, so verschwand sie, und als ich meinen Braunen bestieg, erschien auch schon Cilly gesattelt und Marianne stand im Reitkleid auf der Treppe."

„Nun ja, Onkel, ich bin seit länger als acht Tagen nicht mit Dir ausgeritten", rief Marianne. „Und Cilly wird krank, wenn ich sie nicht einmal tüchtig in Bewegung bringe!"

Hatte sich Berthold auch vorgenommen, ruhig und besonnen zu bleiben, so konnte er es doch nicht verhindern, daß die freudige Aufregung seines Herzens aus seinen Augen leuchtete und daß seine Blicke bewundernd auf Marianne hafteten, was diese wohl bemerken mußte, sobald sie die Augen erhob. Das dunkle Reitkleid stand ihr prächtig und der kleine Amazonenhut verlieh ihr etwas Keckes, Abenteuerliches, das im zierlichsten Gegensatz zu ihrer etwas verlegenen Miene stand.

Die Drei hatten inzwischen bereits den Weg nach Neuendorf eingeschlagen; Marianne ritt zwischen ihrem Oheim und Berthold. Der Letztere lobte die leichte Haltung und Gangart ihres Pferdes; er wäre aufrichtiger gewesen, hätte er aussprechen können, daß er die Reiterin selbst bewundere, die er mit einigem Recht betrachten durfte, während er das Pferd zu mustern schien.

Fürwahr — Berthold hatte Glück an diesem Tage! Nach wenigen Minuten begegnete ihnen der Inspektor des Schloßherrn. Er kam aus Wandelin, wohin er in Geschäften geritten war.

„Nun, was haben Sie ausgerichtet?" rief ihm Herr von Erneckow entgegen. „Bitte, entschuldigen Sie mich nur auf einige Minuten, Herr Landry", fügte er dann hinzu und ritt zu dem Inspektor.

So befand sich denn Berthold abermals allein mit Marianne, wie an jenem Morgen auf dem Altane im Park. Eine Fülle von Gedanken und Gefühlen bedrängte ihm Kopf und Herz und fesselte seine Zunge. Schweigend ritten die Beiden nebeneinander; Beide hatten den Blick gesenkt und wußten nichts Anderes zu thun, als die stattliche Mähne ihrer Pferde zu streicheln und den ungeduldigen Thieren, die gern eine schnellere Gangart angenommen hätten, beruhigend

auf den Nacken zu klopfen. Es herrschte jene geheimnißvolle und doch so wonnigliche Stille zwischen ihnen, die einem leichten Frühlingsgewitter im Walde vorausgeht, ehe die ersten Tropfen fallen.

„Herr von Bittensee wird nicht sehr zufrieden sein, daß Sie ihn allein gelassen haben", sagte Berthold endlich. Es fiel ihm nichts Anderes ein; er sprach einen Gedanken aus, der ihm plötzlich gekommen war.

„O, Herr von Bittensee unterhält sich sehr gern mit meiner Tante", antwortete Marianne, „und meine Tante scheint viel Gefallen an seinem Gespräch zu finden. Ich weniger! Ich weiß nicht, wie es kommt, aber er spricht stets über Sachen, die mir ganz gleichgültig sind."

„Herr von Bittensee ist ein alter Bekannter Ihrer Familie?" fragte Berthold.

„Durchaus nicht! Tante Erneckow lernte ihn vor ungefähr vier Wochen kennen und seitdem kommt er allerdings ziemlich oft."

„Ein beneidenswerthes Vorrecht!" rief Berthold.

„Beneidenswerth?" wiederholte Marianne unbefangen. „Stände nicht jedem Andern dasselbe Recht zu?"

„Ich glaube kaum", antwortete Berthold. „Ihre Frau Tante scheint mit mir nicht so gern zu plaudern."

„Die Tante ist etwas kalt und exclusiv, ja," sagte Marianne. „Aber dann muß Sie mein Oheim entschädigen. Ich habe ihn selten, ich möchte sagen, nie so lebhaft sprechen hören, wie heut Mittag."

„Ich würde sehr erfreut sein, dürfte ich diesen Umstand meiner Gegenwart zuschreiben, aber das nehme ich nicht an", antwortete Berthold.

„Doch, es schien mir, als interessire ihn Alles, was Sie erzählten, ebenso lebhaft wie mich", sagte Marianne.

„Dieses harmlose Geplauder hätte Sie interessirt?" rief Berthold.

„Sie nennen es harmlos", erwiederte Marianne. „Für mich waren es Blicke in eine ganz neue und seltsame Welt. Bedenken Sie, wie einsam wir auf dem Dünenschloß leben!"

„Das wird nicht immer so sein," sagte Berthold mit etwas unsicherer Stimme. „Sie werden das Schloß bald genug verlassen."

„Wie so?" fragte die Comtesse überrascht. „Ach," fügte sie dann lächelnd hinzu, „ich weiß, was Sie meinen. Daran habe ich noch nie gedacht."

„Aber Andere denken daran," sagte Berthold lebhafter „Wenn ein junger Mann, wie Herr von Bittensee Sie so oft besucht, und die Gunst Ihrer Frau Tante besitzt — —"

„So kann er seine Wege sparen," antwortete Marianne, als Berthold in seiner Rede stockte — denn trotz aller Vorsicht waren ihm diese Worte fast wider seinen Willen auf die Lippen gekommen. „Und daran denkt meine Tante nicht, o nein, das hätte sie mir gesagt!"

Berthold mußte unwillkürlich über die Naivetät des jungen Mädchens lächeln, das ganz eifrig, fast erregt sprach und heftig den Kopf schüttelte.

„Weshalb sollte Frau von Erneckow sprechen?" sagte er. „Sie überläßt es dem Gaste, Eindruck auf Ihr Herz zu machen."

„O, Eindruck, Eindruck!" rief Marianne und ihre Wangen waren bis zu dem kleinen Ohr hinauf plötzlich wie mit Purpur übergossen, während sie zugleich verwirrt mit der Reitgerte nach einem Käfer schlug, der in der Luft seine kurzen Kreise zog. „Das kann nicht Jeder. Wenn Tante meint — — doch, mein Gott, wie sind wir eigentlich auf dieses seltsame Gespräch gekommen?"

Die Erinnerung an ihre eigenthümliche Stellung zu dem fremden jungen Manne, der neben ihr ritt, tauchte so plötzlich in ihr auf, daß ihre Verwirrung noch wuchs. Sie begriff, daß sie wie ein Kind geplaudert, aber nur, weil sie zu dem, der sich an ihrer Seite befand, ein fast kindliches Vertrauen fühlte.

„Einfach genug, gnädigste Comtesse," antwortete Berthold, aus dessen Blicken jetzt eine eigenthümliche Energie leuchtete. „Wenn man, wie ich, Jahre lang in der Nähe gewohnt, wenn man die Trennung vor sich sieht und erst in den letzten Tagen durch einen glücklichen — oder unglücklichen Zufall in einen Zauberkreis geführt worden ist, dem man für immer angehören möchte, dann es ist kein Wunder, wenn man sich lebhaft mit Denen beschäftigt, welche in diesem Kreise zurückbleiben, und wenn man sich Gedanken über die Zukunft derselben macht."

„Sie wollen Neuendorf verlassen, wie es scheint," sagte Marianne, von ihm abgewandt.

„Ich werde es nun bald müssen," antwortete der junge Mann. „Mein Vater will mit mir reisen und eine Besitzung kaufen."

„Nun, das ist doch gewiß eine angenehme Beschäftigung," sagte Marianne. „Hat Ihr Vater eine Vorliebe für eine bestimmte Gegend?"

„Ich weiß nicht!" erwiderte Berthold.

„Nun, so kaufen Sie sich doch in unserer Gegend an," sagte Marianne. „Dann habe ich doch Hoffnung, wieder einmal von Amerika und Indianern zu hören."

Berthold sah, wie der Mundwinkel — weiter konnte er außer der rosigen Wange nichts bemerken — zuckte und sich lächelnd emporzog, ein Grübchen in der Wange bildend. Die schalkhafte Mädchennatur schien in ihr die Oberhand

gewonnen zu haben und sie zu der Grenze des schicklichen Umgangstons zurückzuführen, die in der ersten Wärme des Gefühls überschritten worden.

Berthold erbleichte. So hatte er sich doch getäuscht? Ein augenblickliches Interesse, ein Gefallen an dem Fremden, Unbekannten, der Abwechslung in ihr einsames Dasein brachte, war es gewesen, das er für eine tiefere Empfindung gehalten — und sobald er es wagte, die gewaltigen Aufwallungen seines Herzens in möglichst einfache Worte zu kleiden, verwandelte sich die Herzlichkeit der scheinbar so einfachen, natürlichen Jungfrau in die kühle, lächelnde Zurückhaltung der vornehmen Comtesse! Ja, war nicht selbst Spott dabei?

„Ich werde nicht ermangeln, meinem Vater Ihren Wunsch und die Gründe desselben mitzutheilen," sagte er, im Augenblick nur von dem einen Gedanken beherrscht, nicht zu verrathen, was er empfand. „Er galt stets für einen vollkommenen Kavalier und wird sicher bemüht sein, sich Ihnen gefällig zu zeigen!"

Berthold hatte keine Ahnung, wie herb der Ton seiner Stimme war und wie bitter sich seine Lippen zusammengeschlossen, als er die wenigen Worte gesprochen. Er hatte geglaubt, ein Meister in der Verstellungskunst zu sein und so ruhig zu sprechen, wie ein am Hofe von Versailles ergrauter Diplomat. Erst als Marianne plötzlich sich zu ihm wandte und unwillkürlich ihr Pferd anhielt, wurde er sich bewußt, daß er sich irre.

„Mein Gott, Herr Landry", sagte sie, „es war ja nur ein Scherz!"

Trügerische Mädchenaugen! So aufrichtig, so innig blickten sie ihn an, schöner als je mit ihrem tiefen Blau und ihrem bittenden Ausdruck!

„Und als solchen fasse ich es auch nur auf", antwortete

er. „Nur möchte ich nach dem, was ich heut bemerkt, daran zweifeln, daß Herr von Bittensee Gefallen an meinen Erzählungen findet.“

Es war genug — er durfte nicht weiter gehen. Ihr Blick war fast zürnend geworden und wandte sich dem Oheim zu, der noch immer lebhaft mit dem Inspektor sprach. Es schien, als wollte sie ihn herbeirufen.

„Herr von Bittensee beschäftigt Sie sehr lebhaft“, sagte sie; „ich kann dasselbe nicht von mir sagen. Lassen wir dieses Thema! — Es ist kühl — der Onkel könnte mit mir umkehren.“

„Comtesse, sollte ich irgend etwas gesagt haben . . . .“ rief Berthold mit bebender Stimme. „Verzeihen Sie mir! Ich bin nicht ganz Herr über mich — ich weiß es. Ich habe mich zu weit fortreißen lassen — ich bin ein Thor.“

„Nein, nein“, unterbrach sie ihn halb lächelnd, halb ernst, „aber Sie ennuyren mich in der That mit diesem Herrn von Bittensee, der mir so gleichgültig ist, wie — dieser Käfer!“

Sie schlug wieder nach dem Insekt, das immer noch um den Kopf Cilli's summte.

„Verzeihung!“ sagte Berthold. „Ich werde seinen Namen nicht mehr erwähnen. Leider darf ich aber kaum hoffen, Ihnen so bald wieder eine Indianer-Geschichte zu erzählen.“

„Wollen Sie verreisen?“ fragte sie schnell.

„Nein, nicht so bald“

„Nun, was hindert Sie dann, uns zu besuchen?“ fragte Marianne.

„Was mich hindert!“ rief Berthold mit einem tiefen Athemzuge. „Comtesse — Sie wissen es selbst! Unter welchem Titel darf ich erscheinen?“

„Aber das ist doch ganz einfach — als ein Bekannter, Freund — nein, als der Retter meines Oheims, der Sie gewiß gern sehen wird!“ antwortete Marianne.

„Und wenn mir alle diese schönen Titel nicht genug wären?“ fragte er.

Ohne es zu wissen, hielten Beide seit dem Augenblick, in welchem Marianne durch den herben Thon seiner Stimme erschreckt worden, auf derselben Stelle. Auch Herr von Erneckow und der Inspektor, die dies gesehen, hatten ihre Pferde angehalten, um zu warten, sprachen aber noch immer ruhig mit einander und schienen auf die Zurückgebliebenen weiter nicht zu achten.

Aber Marianne bemerkte in diesem Moment das Eigenthümliche ihrer Situation.

„Vorwärts, Cilli!“ rief sie. „Was bedeutet diese Trägheit!“

Berthold ergriff die Zügel ihres Pferdes. Er wußte nicht, was er that. Die jugendliche Natur war plötzlich in ihm durchgebrochen und hatte alle Schranken der Vorsicht und Ueberlegung niedergeworfen.

„Und wenn mir alle diese schönen Titel nicht genug wären?“ wiederholte er.

Marianne sah ihn halb bestürzt, halb verwirrt an.

„Herr Landry“ — sagte sie unruhig und leise — „mein Pferd — der Oheim dort — ich bitte Sie!“

Sie schien in der That nicht zu wissen, wie sie sich der plötzlichen, ganz unerwarteten Kühnheit ihres Begleiters gegenüber verhalten sollte. Der Wunsch, ihm nicht wehe zu thun, rang mit ihrer jungfräulichen Sprödigkeit und Zurückhaltung. So hatte sie noch keinen Mann gesehen. Wie diese Augen leuchteten — wie diese Blicke an ihrem Gesicht hingen — wie seine Lippen bebten!

„Nun, so erwerben Sie sich einen schöneren Titel, wenn Sie einen solchen wissen!“ sagte die Dame und plötzlich flog ein Lächeln über ihr Gesicht. „Kommen Sie als mein Anwalt! Bewegen Sie Onkel Erneckow dazu, mich einmal mit sich auf eine recht weite Reise zu nehmen.“

„Auf der ich Sie begleiten dürfte?“ flüsterte er.

„Wenn es Ihnen möglich wäre —!“ erwiderte sie. Ihre Blicke waren in einander versunken — wie gebannt in einander.

„Und die wir — wir allein bis nach Italien ausdehnen dürften?“ fragte er.

Die Antwort stockte ihr auf den Lippen. Abwechselnd überflog sie Gluth und Kälte.

„Ich möchte wohl Italien sehen,“ antwortete sie.

Er ergriff ihre linke Hand und küßte sie. Das Blut, das ihm bis dahin das Herz zum Zerspringen gefüllt, strömte zurück und schoß ihm in die blassen Wangen.

„Ich danke, ich danke!“ flüsterte er kaum hörbar. „So will ich hoffen und wagen! Nur hoffen — das ist schon genug für mich!“

„Der Oheim!“ flüsterte Marianne, ihm ihre Hand entziehend. „Bitte, sagen Sie ihm, daß ich zurückzukehren wünsche!“

„Jetzt schon?“

„Ja, jetzt Herr Landry. Bitte, reiten Sie zu ihm!“

Berthold hörte nur den Wunsch der Geliebten; er mußte gehorchen. Seinem Pferde die Sporen gebend, als gälte es einen verzweifelten Ritt in unermeßliche Fernen, sprengte er auf den Schloßherrn zu. Dieser und der Inspector sahen ihn etwas verwundert an, als er mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen sein Pferd mühsam parirte und dann

fast athemlos sagte: „Die Comtesse läßt Sie bitten, umzukehren!“

„Nun, wir reiten ja zusammen, da können wir weiter sprechen,“ sagte Erneckow zu dem Inspektor. „Adieu, Herr Landry! Grüßen Sie Ihren Vater und vergessen Sie unser Haus nicht, falls Sie in die Nähe kommen!“

Er reichte dem jungen Manne die Hand, welche dieser mit auffallender Wärme ergriff. Berthold zögerte noch einen Augenblick. Er sagte sich, daß er keinen förmlichen Abschied von Marianne genommen habe. Aber es war besser, wenn das jetzt unterblieb. Er grüßte nur noch einmal zu der Comtesse hinüber. Dann gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte nach Hause.

Welcher Tag! Entscheidend für sein Leben — das fühlte Berthold. Alles in ihm gährte, glühte, fieberte. Er konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß sie ihn liebe. Sie hatte sich fortreißen lassen, so gut wie er selbst. Vergebens hatte sie versucht, sich hinter die Sprödigkeit ihres Geschlechts zurückzuziehen; sein Ungestüm war vom Erfolge gekrönt worden; sie hatte ihm erlaubt, zu hoffen, und mehr bedurfte er nicht. Er fühlte nur sein Glück. Was der Vater, was Mariannens Verwandte sagen würden, das war ihm in diesem Augenblick gleich.

Der Abend war bereits angebrochen, als er in das Zimmer seines Vaters trat.

„Nun, Du kommst spät!“ sagte dieser freundlich. „Hat die Besichtigung des Wracks so lange gedauert?“

Dabei prüfte sein ebenso ruhiger wie scharfer Blick das Gesicht des Sohnes.

„Ich soll Dich grüßen von Herrn von Erneckow,“ sagte Berthold, im Zimmer auf und ab gehend.

„Danke!“ erwiderte der Vater kurz. „Die gnädige Frau läßt mich nicht grüßen?“

„Nein!“ erwiderte Berthold, und ein Lächeln flog über seine Züge.

„Und die Comtesse?“ fragte der Vater.

„Sie konnte Dich nicht grüßen lassen, denn ich nahm nicht Abschied von ihr,“ antwortete Berthold. Dann trat er auf den Vater zu, drückte ihn sanft auf einen Stuhl nieder, setzte sich neben ihn und berichtete nun, wie er den Tag verlebt. Er deutete auch an, daß er ein ernstes Gespräch mit Marianne gehabt und daß er glaube, hoffen zu dürfen.

Mr. Landry hatte still zugehört, mit einem Ausdruck des Gesichts, der zwischen Trauer und Theilnahme die Mitte hielt. Er schwieg auch noch eine Zeit lang, nachdem Berthold sein Herz ausgeschüttet.

„Du gehst stürmisch vor,“ sagte er dann, „obwohl ich Dich gewarnt habe. Ich hatte das kaum erwartet. Traust Du der Comtesse den Muth zu, ihre Verwandten — wider den Willen derselben — zu verlassen, sich von ihrer bisherigen Welt zu trennen und nur Dir anzugehören?“

„Das glaube ich, ja!“ antwortete Berthold. „Obwohl ich nicht einsehe, weshalb das nöthig wäre.“

„Glaubst Du, daß ein Mann, der einen anderen so sehr verachtete und haßte, daß er ihm das Leben rauben wollte, dem Sohne dieses Mannes die Hand seiner Tochter oder seiner nächsten Verwandten geben werde?“ fragte der Vater.

„Ich verstehe Dich nicht“, sagte Berthold unruhig.

„Nun — nimm an, dies sei der Fall zwischen mir und jenem Erneckow!“ erwiderte Mr. Landry. „Wenn er wirklich freundlich und selbst gütig ist gegen Dich, wie Du sagst, nun, so hat er mich nicht wieder erkannt, oder er heuchelt

diese Freundlichkeit, entweder um selbst unerkannt zu bleiben oder ein drohendes Gewitter zu beschwören."

„O Vater, Du solltest offen sprechen!" rief Berthold schmerzlich. „Alles dieß sind furchtbare und quälende Räthsel für mich."

„Vielleicht zwingst Du mich zu reden, ja, auch zu handeln!" rief der Vater finster und drohend. „Du hast trotz meiner Warnung ein gefährliches Wagestück unternommen, Berthold! Käme man Dir selbst von drüben entgegen — was ich nicht glauben kann — so wird mich das nicht bewegen, jetzt zu lieben, wo ich so lange gehaßt habe. Diesen Haß habe ich in meiner Brust verborgen, weil ich nicht wollte, daß Du der Erbe desselben werden solltest. Ja, meine Absicht war, Dir die ganze Vergangenheit geheim zu halten — nie solltest Du erfahren, wer ich eigentlich bin und weshalb ich Europa verlassen. Mit meinem Tode wäre Alles todt gewesen — Niemand hätte mehr gewußt, wer dieser Victor Landry ist, der vor mehr als dreißig Jahreu nach Amerika kam. Und nun reißt Deine unselige Leidenschaft alle Wunden in meinem Herzen auf und erpreßt mir Geständnisse, die ich nicht machen dürfte, ohne mich zugleich blutig zu rächen für das, was man mir gethan! Doch nein — noch ist es nicht so weit! Auf meinen Händen habe ich Dich getragen, Berthold! Du, mein einziges Kind, bist mir stets theurer gewesen, als mein Leben. Alles würde ich Dir opfern — Du wirst auch dieser Leidenschaft entsagen, die Dich mir entfremdet, Du wirst ein Opfer bringen. Der Arzt war vorher bei mir und sagte mir, daß ich ohne alle Gefahr reisen könne. Wir verlassen in den nächsten Tagen diesen Ort. Nun will ich allein sein, Berthold. Gute Nacht für heut!"

Er stand auf und reichte dem Sohne die Hand.

Berthold war wie betäubt. Immer neue, schwerere, unheimlichere Räthsel stiegen vor ihm auf.

„Aber Vater", rief er, „was jener Mann auch gethan haben möge — er hat Dein Leben gerettet!"

„Und wer sagt Dir, daß er es gethan hätte, wenn er mich gekannt?" rief Mr. Landry. „Gute Nacht, mein Sohn! Nie hat eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns bestanden. Auch diese wird vorübergehn!"

Er drückte seinem Sohne die Hand und ging in sein Schlafzimmer.

VII.

Herr von Bittensee war nicht wenig überrascht gewesen, als er, in das Gesellschaftszimmer tretend, um die Abwesenheit des Hausherrn zu benutzen und einige entscheidende Fragen an Marianne zu richten, die Comtesse im Reitkleide von der Treppe niedersteigen und sich auf ihr Pferd schwingen sah. Eine Verwünschung entrang sich seinen Lippen.

„Es ist die höchste Zeit!" flüsterte er vor sich hin und mit unheimlich leuchtenden Augen blickte er dem Schloßherrn und der Comtesse nach, die hinter den Buchen verschwanden.

Bald aber glättete sich sein Gesicht und nahm den triumphirenden Ausdruck wieder an, den es gezeigt, als er vor Tisch Herrn von Erneckow begrüßte. Er zog einen Brief aus der Tasche und las ihn mit großem Interesse durch.

„Das wird helfen", sagte er leise vor sich hin, „wenn auch alle anderen Mittel fehlschlagen! Die Sache würde mir weniger Spaß gemacht haben, wenn sie ganz ohne alle Schwierigkeiten verlaufen wäre. Es muß ein eigenthümlich

aufregendes Gefühl sein, so eine widerstrebende Schönheit in die Arme zu schließen und zu wissen, daß ein armer Narr uns beneidet und in ohnmächtiger Wuth mit dem Kopf gegen die Wand rennt! Aber bald muß es geschehen, sonst kompromittirt sich das Mädchen mit dem Amerikaner, und das mag ich nicht!"

Er setzte sich in seinen Sessel, schloß die Augen und erwartete zwischen Schlafen und Wachen den Augenblick, in welchem Frau von Erneckow ihre Mittagsruhe beendet haben und zu sprechen sein würde.

Nach einer halben Stunde trat die Dame ein.

„Ist Marianne nicht hier?" fragte sie verwundert, nachdem sie die Thür hinter sich geschlossen.

„Nein, gnädige Frau, sie ist mit Herrn von Erneckow ausgeritten, um Mr. Landry zu begleiten."

„Wie? Was sagen Sie?" rief die Dame. „Marianne ausgeritten?"

Bittensee schob ihr eilig einen Sessel zu. Er that, als lege er auf die Sache gar keinen Werth.

„Ja, ich habe es selbst gesehen", sagte er. „Nun, das Wetter ist schön und die Comtesse schien an der Unterhaltung des fremden Herrn ein solches Gefallen zu finden, daß ich ihren Wunsch noch eine Verlängerung derselben vollkommen begreife."

Frau von Erneckow antwortete nicht. Aber die Strenge ihrer Züge verrieth, was sie empfand.

„Marianne wird durch das schöne Wetter veranlaßt worden sein, ihren Onkel zu begleiten," sagte sie dann. „Da ich schlief, so konnte sie mich nicht um Erlaubniß fragen."

Bittensee hatte seinen Sessel dicht neben den ihrigen geschoben.

„Verehrte Frau," sagte er, „gestatten Sie mir, mich offen zu Ihnen auszusprechen?"

„Gewiß," erwiderte sie, ihn aufmerksam anblickend. „Es scheint, als hätten Sie mir etwas Besonderes zu sagen?"

„Ja, das habe ich," antwortete er. „Comtesse Marianne steht auf dem Punkt, sich in den Sohn eines Fremden, möglicher Weise eines Abenteurers, zu verlieben."

Frau von Erneckow schien auffahren zu wollen. Aber sie faßte sich sogleich.

„Ich will offen zu Ihnen sein, wie Sie zu mir sind," sagte sie. „Ihr Ausdruck scheint zu stark gewählt; aber daß Marianne eine gewisse Vorliebe für jenen Mann hegt, habe ich selbst mit großem Mißvergnügen bemerkt. Er ist der Retter ihres Oheims — es umgiebt ihn ein romantischer Nimbus, der für junge Mädchen stets etwas Verlockendes hat. Indessen damit ist die Sache zu Ende. Ich glaube nicht, daß wir Herrn Landry wieder bei uns sehen werden. Er verläßt, wie er selbst sagte, bald mit seinem Vater diese Gegend. Dann ist diese Bekanntschaft zu Ende."

„Und wenn er bliebe, gnädige Frau?" fragte Bittensee. „Auf keinem Fall ist ihm das leider allzu auffällige Interesse entgangen, das die Comtesse an ihm nimmt. Was könnte ihn hindern, die verwegensten Hoffnungen zu fassen?"

„O, daran ist kein Gedanke!" rief Frau von Erneckow kurz abwehrend. „Das ist meine Sache!"

„Wäre es nicht gut, wir brächten die Angelegenheit bald zur Entscheidung?" fragte Bittensee. „Eine Verlobung würde jeder Anmaßung nnd Frechheit Anderer einen Riegel vorzuschieben."

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei," sagte die Hausfrau. „Und mein Wort haben Sie ja. Indessen ist mein Mann bei dieser Angelegenheit nicht zu nmgehen, so gut wie

Marianne selbst. Und Erneckow scheint noch gar nicht daran gedacht zu haben, daß ihm das Kind sobald genommen werden könnte."

„Sie sind doch überzeugt, daß er nicht sogar jenen Fremden begünstigt?" fragte Bittensee.

„Wie denn? Was sagen Sie da? Welche Idee!" rief die Dame fast verächtlich.

„Nun, man könnte nicht wissen, ob nicht frühere Beziehungen, vielleicht noch von der Heimath her, zwischen Herrn von Ernecków und dem Vater Landry's existiren," sagte Bittensee, die Dame scharf beobachtend.

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete diese, ihn groß anschauend. „Mein Mann und jener Landry . . .?"

„Es war nur eine Idee, die mir durch den Kopf ging," sagte Bittensee, der jetzt vollkommen sicher war, daß Frau von Ernecków nichts von solchen früheren Beziehungen wisse. „Die Liebe ist mißtrauisch nnd argwöhnisch, und es wollte mir allerdings fast scheinen, als begünstige Herr von Ernecków die Annäherung des Fremden an die Comtesse."

„Welche Thorheit!" rief die Hausfrau mit einem kurzen Lachen. „Mein Mann denkt eben gar nicht daran, daß irgend Jemand um Marianne werben könne. Deshalb ist er unvorsichtig. Nun, ich wüßte nicht, was Sie hinderte, bald mit Ernecków und auch mit meiner Nichte zu sprechen."

„O, ich bin glücklich, wenn Sie mir das erlauben!" rief Bittensee. „Jeder Tag ist für mich eine Ewigkeit. Und Sie würden die Güte haben, mir meine Aufgabe dadurch zu erleichtern, daß Sie selbst Ihren Herrn Gemahl und die Comtesse vorbereiten?"

„Ich werde das Meinige thun," antwortete die Dame.

„Nun wohlan, so schreibe ich in den nächsten Tagen einen Brief an Herrn von Ernecków, in welchem ich ihn um

eine wichtige Unterredung bitte. In der Unterredung selbst werde ich ihn um die Erlaubniß ersuchen, der Comtesse meine Neigung aussprechen zu dürfen, vorausgesetzt, daß Ihr Gemahl nichts gegen eine solche Verbindung einzuwenden hat. Offen gestanden, ich glaube Herrn von Erneckow für mich gewinnen zu können. Aber ich fürchte den mädchenhaften Widerstand der Comtesse."

„Marianne betrachtet sich als unsere Tochter," sagte Frau von Erneckow selbstbewußt. „Sie wird also auf den Rath ihrer Eltern hören."

„Nun denn — ich werde mein Glück versuchen!" rief Bittensee aufstehend. „Und nie will ich vergessen, wem ich dieses Glück verdanke! Leben Sie wohl, gnädige Frau!"

„Sie wollen fort, ohne Mariannens Rückkehr zu erwarten?"

„Ja, es ist vielleicht am besten so," antwortete er. „Sie könnten die Comtesse ahnen lassen, daß ich in einer gewissen Mißstimmung früher fortgeritten, als ich eigentlich beabsichtigt, und daran anknüpfen . . ."

„Das ist wahr!" sagte die Hausfrau. „Nun Adieu, Herr Lieutenant! Besorgen Sie nichts. Mein Mann ist in solchen Angelegenheiten stets meiner Ansicht gewesen und Marianne ist viel zu sehr Kind, um nicht den Gatten anzunehmen, den ich ihr empfehle. Sie wird mir später dafür dankbar sein."

„Sie sind mein Schutzengel, gnädige Frau!" rief Bittensee und küßte ihr die Hand mit solcher Zärtlichkeit, daß die Dame, wäre sie einem solchen Gedanken zugänglich gewesen, vielleicht hätte glauben können, Bittensee würde eben so gern sie selbst heirathen. Es ward befohlen, ihm sein Pferd vorzuführen, und nach einigen Minuten ritt er fort.

„Auf welche Idee doch diese junge Leute kommen, wenn

sie verliebt sind!" sagte Frau von Erneckow mit einem Lächeln und Kopfschütteln vor sich hin. „Erneckow in Beziehungen zu jenem fremden Menschen! Welche Thorheit! Nun ja, ich weiß wenig von meines Mannes Jugend, und es mag Manches vorgefallen sein, was er mir verschweigt — ich bin ja in einer ganz andern Gegend geboren und wohnte nur kurze Zeit in Wildenthal. Aber er und der Amerikaner haben sich gewiß nie gesehen — auf solche Vermuthungen kommt nur ein eifersüchtiger Verliebter!"

Sie setzte sich mit einer Handarbeit an's Fenster. Eine Viertelstunde später kamen Erneckow und Marianne auf den Hof geritten. Es dämmerte bereits. Frau von Erneckow erhob sich und ging ihrer Nichte entgegen. Aus der Aufmerksamkeit, mit welcher sie das Gesicht derselben betrachtete, errieth man, daß sie in den Zügen Mariannen's lesen wolle.

Das junge Mädchen zeigte noch eine unverkennbare Aufregung in ihrem Wesen. Halb glücklich, halb unzufrieden mit sich selbst, halb bestürzt über die Kühnheit eines Mannes, der ihr noch so fremd war, halb beglückt von dem Gedanken, daß seine Seele von ähnlichen Gefühlen bewegt sei, wie die ihre, empfand sie jene schämige Befangenheit, welche die stete Begleiterin der ersten Neigung ist, deren sich ein junges, reines Herz bewußt wird. Bis vor Kurzem hatte sie nur ein unerklärliches Gefallen an dem fremden jungen Manne gefunden, unwillkürlich seine Gegenwart aufgesucht — er war ihr ja trotz Allem so fremd und sie hatte nicht den mindesten Grund, zu überlegen, ob sich das schicke oder nicht! Und nun waren plötzlich Worte zwischen ihnen gewechselt, die jedes Mädchen in ihrem Leben einmal hören und sprechen möchte, und vor denen sie dennoch erschrickt, wenn sie plötzlich ihre ganze Bedeutung erkennt! Er hatte gefragt, ob er hoffen dürfe, und sie hatte nicht Nein gesagt. Ja, sie liebte ihn

— er hatte schon damals bei dem ersten Zusammentreffen im Walde einen ganz eigenen, ihr innerstes Wesen berührenden Eindruck auf sie gemacht, er war für sie ein Anderer, als die jungen Männer, die sie bisher gesehen, der Einzige, dem sie die Hand und auch die Lippen — ja, die Lippen selbst! — zum Kuß dargeboten hätte, ohne sich von einem andern Schauer, als dem des Glückes und der Sehnsucht berührt zu fühlen — Alles in ihr drängte zu ihm hin, so daß sie mit sich selbst darüber zürnte. Aber was nun? Was sollte folgen? Er war ja ein Fremder! Wenn er nicht wieder kam, oder nicht kommen durfte! O, sie wußte wohl, welche Absichten Tante Erneckow zu Gunsten jenes aufdringlichen, unangenehmen Mannes, des Herrn von Bittensee hegte! Das Herz war ihr schwer geworden. Mit dem ersten Liebesglück zog auch das Leid ein — die alte, alte Wahrheit!

Frau von Erneckow, die vor vielen Jahren als gehorsame Tochter ihren Gatten aus der Hand ihrer Eltern empfangen, konnte keine Ahnung davon haben, wie schnell Zufall, Neigung und jugendliche Offenheit hier zwei Herzen einander genähert hatten. Aber daß etwas Ungewöhnliches geschehen, glaubte sie doch in Mariannens Zügen zu lesen. Sie sagte indessen für's Erste nichts, sondern tadelte nur ihren Gatten, daß er sich nicht wärmer gekleidet habe, und ließ Marianne ruhig auf ihr Zimmer gehen.

Die Comtesse verweilte länger dort, als es sonst ihre Gewohnheit war, denn mit seltenen Ausnahmen brachte sie die Nachmittagsstunden in der Gesellschaft der Tante zu. Marianne wußte selbst nicht recht, was sie so lange zurückhielt. Sie fühlte etwas wie Scheu, irgend Jemand unter die Augen zu treten. Es war ihr, als müsse Jeder ihr ansehen, was sie erlebt. Endlich jedoch, nachdem sie ihren Hausanzug wieder angelegt, begab sie sich in das Zimmer der Tante,

um dort an einer Stickerei weiter zu arbeiten. Sie fand die Tante schon vor, die um diese Stunde die Zeitung las.

„Herr von Bittensee läßt sich Dir empfehlen", sagte Frau von Erneckow, die Zeitung hinlegend.

„Ich danke sehr", antwortete Marianne. „Er ist also schon fort?"

„Ja. Und es war nicht besonders artig von Dir, so plötzlich zu verschwinden, da Du wissen konntest, daß er zurückgeblieben sei, um uns Gesellschaft zu leisten."

Marianne fühlte, daß sie ruhig bleiben müsse, wenn sie sich nicht verrathen wolle. Die Fähigkeit der Selbstbeherrschung, die in solchen Dingen selbst jüngeren Mädchen eigen ist, kam ihr dabei zu Statten.

„Liebe Tante", antwortete sie, „als ich Onkel sagen hörte, daß er ausreiten wolle, ergriff auch mich ein fast unwiderstehliches Verlangen, einmal wieder durch den Wald zu reiten. Du schliefst, ich wollte Dich also nicht stören. An Herrn von Bittensee dachte ich wirklich kaum. Er unterhält sich ebenso gern mit Dir, wie mit mir."

„Meinst Du?" erwiderte die Tante. „Und dann hättest Du bedenken sollen, daß es leicht den Anschein gewinnen konnte, als wolltest Du jenem fremden Manne, dem Herrn Landry, folgen."

„Nun, das glaubst Du doch wahrlich nicht!" rief Marianne und lachte, bog sich dann aber sogleich tiefer über die Stickerei.

„Wenn ich es auch nicht glaube, ein Anderer, zum Beispiel Herr von Bittensee, könnte es annehmen", versetzte Frau von Erneckow.

„Nun, liebe Tante", sagte Marianne, dieses Mal mit festerer Stimme — „wenn es mir auch nicht gleichgültig ist, welche Gründe Du und Onkel mir unterlegen, so scheint es

mir doch ziemlich bedeutungslos, was Herr von Bittensee von mir denkt."

„Einem jungen Mädchen darf die Meinung der Welt niemals gleichgültig sein", sagte Frau von Erneckow.

„Die Welt? Ist denn Herr von Bittensee für uns, für mich die Welt?" rief Marianne verwundert. Das Wort zum Scherz kam ihr sehr gelegen.

„Er vertritt jedenfalls einen Theil dessen, was man die Welt nennt", antwortete die Tante etwas scharf. „Es war ohnehin schon auffällig, welche Aufmerksamkeit Du dem fremden Menschen bei Tische schenktest. Seine abgeschmackten, aufschneiderischen Erzählungen, die mich tödtlich langweilten, schienen Dich vollkommen in Anspruch zu nehmen."

„Aber er unterhielt sich doch eigentlich mit dem Onkel", sagte Marianne. „Ich hörte nur zu."

„Ja, Erneckow erweist ihm viel zu viel Aufmerksamkeit!" erwiderte die Tante. „Ich hoffe, der Besuch ist der letzte gewesen. Mir mißfällt jener Mann. Er bewegt sich mit einer Freiheit, einer Ungenirtheit, als ob er unseres Gleichen, und mehr als das wäre. Möglich, daß er, oder vielmehr sein Vater, Vermögen besitzt. Aber wer weiß, woher es erworben ist. Und außerdem ist mir Alles zuwider, was mit jenen Wülfing's zusammenhängt."

„Ich hörte den Onkel auf dem Rückweg zum Inspektor sagen, er müsse doch einmal zu Wülfing hinüberreiten, um sich dessen Maschinen anzusehen", erwiderte Marianne, der es nur angenehm sein konnte, wenn das Gespräch von Bittensee abgelenkt wurde.

„Ich hoffe, das wird nicht geschehen", rief die Tante energisch.

In diesem Augenblick trat Herr von Erneckow ein, der

am Morgen verhindert gewesen war, die Zeitung zu lesen, und jetzt kam, um sie zu holen.

„Marianne sagte mir soeben, Du wolltest Herrn Wülfing besuchen, um Dir dessen Maschinen anzusehen?“ fragte Frau von Erneckow, noch immer erregt.

Der Schloßherr sah seine Gattin einige Sekunden lang ruhig an.

„Es war noch ein unbestimmter Gedanke bei mir“, sagte er dann. „Der junge Landry beschrieb mir einige Maschinen, die Wülfing sich hat kommen lassen und die allerdings sehr praktisch und bequem sein müssen. Es ist möglich, daß ich einmal gelegentlich hinüberreite, um sie mir anzusehen.“

„Aber wir haben bisher keine Notiz von Herrn Wülfing genommen“, sagte Frau von Erneckow.

„Und er nicht von uns“, antwortete der Schloßherr. „Ich will auch durchaus gar keine Intimität zwischen einem uns politisch so fernstehenden, im Uebrigen aber sehr achtungswerthen Manne herbeiführen. Ich kann den Besuch ganz gelegentlich machen, so daß es scheint, als gelte er Herrn Landry; übrigens ist Wülfing selbst noch krank.“

„Ich verstehe Dich nicht“, sagte Frau von Erneckow. „Früher hättest Du jeden Gedanken an eine solche Annäherung zurückgewiesen.“

„Ich wiederhole es“, erwiderte der Schloßherr verdrießlich, „daß ich keine Intimität beabsichtige. Meine Politik wird dadurch nicht im Mindesten geändert. Ich diene meinem Fürsten treu und stimme für seine Anhänger. Aber daß ich deshalb Männer, die durchaus achtbar sind, mit vollkommener Nichtachtung behandeln sollte, fällt mir gar nicht ein.“

„Du bist ja bereits ein halber Amerikaner!“ rief Frau von Erneckow spöttisch.

„Lieber Himmel, wenn ich drüben geboren wäre, würde ich vermuthlich ein ganzer sein, denn die Leute haben allen Grund, mit Stolz von ihrem Lande zu sprechen. Aengstige Dich übrigens nicht“, fügte er mit leichter Ironie hinzu. „Ich bleibe jedenfalls was ich bin, mag ich auch thun, was ich wolle. Wenn ich wirklich zu Wülfing ginge, käme ich genau so zurück, wie ich hingegangen bin.“

Er hatte die Zeitung genommen und verließ das Zimmer. Frau von Erneckow schien sichtlich erregt. Sie war aufgestanden und machte sich am Fenster, an ihrem Arbeitstisch zu schaffen. Marianne stickte sehr emsig. Sie fühlte recht gut, daß die Tante eine Niederlage erhalten und sie begriff die Bedeutung dieser Thatsache; denn wenn es für sie eine Hoffnung gab, so beruhte dieselbe nur auf Onkel Erneckow.

Hatte dieser einmal eine Vorliebe für Berthold Landry gefaßt, so ließ er sich in derselben so wenig beirren, wie die Tante in ihren Neigungen.

„Seit jener Nacht ist wirklich Alles hier verändert!“ sagte die Tante dann plötzlich mit erzwungenem Humor. „Man scheint mich nach nichts mehr zu fragen. Nun jedenfalls hoffe ich, daß Du künftig so freundlich sein wirst, mich zu fragen, wenn Du ausreiten willst und wenn zufällig Herr von Bittensee hier ist.“

„Liebe Tante, Du sprichst so gereizt“, sagte Marianne sanft. „Ich bitte Dich um Verzeihung, wenn ich Dir wehe gethan. Wie konnte ich denken, daß eine solche Kleinigkeit Dir unangenehm wäre! Und Du erwähnst wieder diesen Herrn von Bittensee. Welche Rücksicht habe ich auf ihn zu nehmen?“

„Diejenige, die man einem artigen, gebildeten Herrn unseres Standes schuldig ist", antwortete die Tante. „Ich möchte nicht, daß man von Dir sagte, Du hättest bei uns weder Sitte noch Anstand gelernt."

Marianne senkte den Kopf auf ihre Stickerei.

„Das wird man niemals von mir sagen!" flüsterte sie und zwei Thränen fielen auf die Arbeit nieder. Zum ersten Male empfand sie, daß die Tante hart sein könne und daß ihr die Selbstständigkeit Anderer unangenehm sei.

„Nun, nun, ich hoffe es auch!" rief Frau von Erneckow etwas weicher. „Aber Ihr reizt mich in der That. Wenn jener fremde junge Mensch sich einbildete, mein Mann behandle ihn mit Auszeichnung und halte seine Besuche für eine Ehre, und wenn er glaubte, Du seiest auf dem besten Wege, Dich in ihn zu verlieben, so hätte er allen Grund dazu. Denn Ihr treibt es danach. Nun, ich werde die Ordnung wiederherstellen."

Der Besuch des Pfarrers von Strössow unterbrach das Gespräch, das Marianne noch viel ernster stimmte, als sie schon vorher gewesen war.

Hätte es im Schlosse einen aufmerksamen Beobachter gegeben — und vielleicht war in dem alten treuen Wilhelm ein solcher vorhanden! — so würde er bemerkt haben, daß in den nächsten Tagen Alles in der Familie Erneckow noch förmlicher und steifer zuging, als sonst. Der alte Herr schien tief in sich gekehrt, Frau von Erneckow trug eine gewisse kalte Gereiztheit zur Schau und die Comtesse suchte die Einsamkeit und vermied vor Allem das Alleinsein mit der Tante. Der Name Landry wurde nicht erwähnt.

Aber am Nachmittag des dritten Tages, als die Familie Erneckow am Kaffeetisch saß, kam Wilhelm und überreichte Frau von Erneckow einen sehr zierlichen und sogar aristo=

kratisch aussehenden Brief. Die Hausfrau hatte die Brille, deren sie zum Lesen bedurfte, nicht bei der Hand und bat Mariannė, den Brief zu öffnen und vorzulesen.

Marianne las:

„Hochverehrte, gnädige Frau! Verzeihen Sie mir, wenn die wahrhaft wohlwollende Aufnahme, die ich in Ihrem gastfreien Hause gefunden, mich zu einer großen Kühnheit ermuntert und mich den Versuch machen läßt, wenigstens zum kleinsten Theile eine Schuld der Erkenntlichkeit abzutragen, die ich stets gern und freudig anerkenne. Ich bitte Sie und die Comtesse Wiletzka ebenso dringend als ehrerbietig, die beifolgenden unbedeutenden Zeichen meiner Ergebenheit ebenso freundlich anzunehmen, wie Sie mich in Ihrem Hause empfangen. Den Spießer habe ich selbst heut Morgen erlegt; die Blumen freilich, so sehr sie mir der Gärtner in Lüngermünde rühmte, sind der Dame nicht würdig, der ich sie in tiefster Hochachtung zu überreichen wage..."

„Ah, von Herrn von Bittensee!" unterbrach Frau von Erneckow mit sichtlicher Freude die Vorleserin. „Wie aufmerksam!"

Wilhelm stand einige Schritte vom Tische entfernt. Ein feines, kaum bemerkbares Lächeln umspielte seinen Mund und sein Blick ruhte mit dem unverkennbaren Ausdruck des Forschens und der Theilnahme auf Mariannens Gesicht, das plötzlich in hoher Röthe erglühte und die mit stockender Stimme fortfuhr:

„... Aber es stehen mir hier keine anderen Mittel zu Gebote, zu beweisen, wie dankbar ich mich stets der wenigen Stunden erinnere, die ich auf dem Dünenschloß verlebte, und so bitte ich herzlich, den guten Willen für die That gelten zu lassen. Genehmigen Sie..."

Marianne las die Schlußformel kaum hörbar, nur den

unterzeichneten Namen sprach sie, wenn auch leise, doch ganz deutlich aus: „Berthold Landry."

Jetzt warf Wilhelm, der über Mariannens Empfindungen wohl so ziemlich im Klaren sein mochte, auch einen Blick auf seine Herrin. Frau von Erneckow war ganz blaß geworden. Sie schien ihren Ohren nicht zu trauen.

„Nun, Alte, das war ein Irrthum!" rief der Schloßherr, laut auflachend, denn auch er bemerkte den Wechsel und die gewaltige Enttäuschung in den Zügen der Dame. „Eine Aufmerksamkeit von Herrn Landry, die uns übrigens ganz à propos kommt, denn in unserm Revier stehen bis jetzt keine Hirsche und auf einen guten Spießer habe ich schon seit Wochen Appetit!"

Frau von Erneckow hatte sich schnell gefaßt.

„In der That sehr aufmerksam von Herrn Landry," sagte sie. „Zu aufmerksam, finde ich. Wir können das nicht annehmen. Für ein Nachtquartier und ein Mittagbrod dankt man nicht auf diese Weise!"

„Aber, lieber Himmel, Du schienst doch gar nichts einzuwenden zu haben, als Du annahmst, Herr von Bittensee erzeige Dir und Marianne eine solche Aufmerksamkeit!" rief der alte Herr.

„Das ist etwas Anderes!" antwortete die Dame entschlossen. „Herr von Bittensee ist unser Nachbar, hat uns öfter besucht und wird uns noch oft besuchen. Bei ihm wäre es eine Aufmerksamkeit, bei jenem Manne ist es ein Dünkel, uns für eine Kleinigkeit mit solchen Geschenken — imponiren zu wollen! Wilhelm, sagen Sie dem Ueberbringer, daß ich vielmals danke, aber die Geschenke ablehnen muß!"

„Willst Du denn auch Marianne hindern, die Blumen

anzunehmen?“ rief Herr von Erneckow, halb lachend, halb verwundert.

„Gewiß, man nimmt nicht Geschenke von dem Ersten Besten!“ antwortete die Dame, fast zitternd vor Erregung. „Ich begreife nicht, wie man das wagen kann! Uns, uns Geschenke anzubieten! Aber ich wußte es — diese Taktlosigkeit — —“

„Ist jedenfalls sehr gut gemeint!“ unterbrach sie Herr von Erneckow ernster werdend. „Die Geschenke sind auch gar nicht so bedeutend. In Wülfing's Revier stehen viele Hirsche — er läßt Jeden dort jagen, der ihn darum bittet. Und einige Blumen — was bedeutet das! Sophie — Du kannst das Geschenk nicht zurückweisen!“

„Aber ich thue es!“ rief Frau von Erneckow und erhob sich. „Ich kann meine Abneigung gegen jene Menschen und was mit ihnen zusammenhängt, nicht länger verbergen. Ich will keinen von Beiden hier wiedersehen.“

„Sie haben sich nicht aufgedrängt,“ sagte der Schloßherr. „Im Gegentheil, ich mußte neulich den jungen Mann sehr dringend bitten, ehe er ein Mittagbrod bei demjenigen annahm, dem er das Leben gerettet! Ich richtete die Einladung in Deinem Namen an ihn — daher seine heutige Aufmerksamkeit! Nein, wir dürfen nicht so unhöflich sein. Hier, Wilhelm, ein Trinkgeld für den Ueberbringer, und ich würde mich im Namen der gnädigen Frau in den nächsten Tagen persönlich bedanken!“

Wilhelm ging.

„Nein, das ist unerhört!“ rief Frau von Erneckow, sobald der Diener die Thür hinter sich geschlossen. „Mit meiner Einwilligung geschieht das nicht. Ich erkläre offen gegen Jeden, der es hören will, daß ich dieses Geschenk unver=

schämt finde. Der Hirsch kommt nicht in unsere Küche, und die Blumen darf Marianne nicht annehmen . . ."

„Mach' mich nicht böse!" rief Herr von Erneckow plötzlich heftig, und es schien ein Zornesfunken aus seinem Auge zu springen, wie ein Zeichen der inneren Gluth und harten Natur. „Was Du von dem Gecken, dem Narren, dem Bittensee annehmen wolltest, das wirst Du hoffentlich auch von dem jungen Landry nicht zurückweisen. Stolz sind die Erneckow's immer gewesen — vielleicht zu stolz! — aber unhöflich nie. Mag Dir das Geschenk unangenehm sein, meinetwegen! Aber zurückschicken darfst Du es nicht. In der That — ich begreife Dich nicht. Du hast ja Launen, wie eine junge zwanzigjährige Frau!"

Damit verließ er das Zimmer und die Thür fiel ziemlich unsanft hinter ihm zu.

Frau von Erneckow stand am Fenster und blickte hinaus in die anbrechende Dämmerung. Hätte sie nicht von Jugend auf die Gabe der Selbstbeherrschung gelernt gehabt, so würde sie in offenen Zorn ausgebrochen sein. Denn sehr selten und in den letzten Jahren niemals war Erneckow so entschieden gegen sie aufgetreten. Der verschlossene, oft finstere Mann ging allerdings seinen eigenen Weg, in den er sich nicht hineinreden ließ; aber in Allem, was das Haus, die Familie anbetraf, war sie doch die eigentliche Herrin gewesen, da Erneckow sich um diese Angelegenheiten wenig kümmerte. Und nun dieser offenbare Widerspruch, vor Mariannens Ohren! Die Annahme der Geschenke hätte sie noch verschmerzt, denn sie sah wohl ein, daß ihr Mann in dieser Beziehung Recht habe. Aber daß er ihren Günstling Bittensee einen Narren, einen Gecken genannt, gerade jetzt, wo die Entscheidung so nahe war, das erfüllte sie mit Zorn, selbst mit Bestürzung, denn es deutete auf eine Abneigung

ihres Mannes gegen Bittensee, von der sie bis jetzt nicht das Mindeste geahnt hatte.

Während sie sich zu beruhigen suchte und Marianne Licht bestellte, überlegte sie. Sollte es möglich sein — sollte Bittensee schärfer gesehen haben, als sie selbst? Sollte dieser fremde Mensch bereits einen gewissen Einfluß erlangt haben und seine Augen zu ihrer Nichte erheben? War hinter ihrem Rücken etwas vorgegangen, das sie nicht wußte, und das ihn zu Hoffnungen berechtigte? Und wie hatte sie sich einer solchen Möglichkeit gegenüber zu benehmen? Sollte sie das Feld räumen? Nimmermehr! War ihr Mann hart wie Stahl, so war sie fest wie Eichenholz. Sie hätte es über sich gewinnen können, Bittensee mitzutheilen, daß er sich vergebliche Hoffnungen gemacht habe und am besten thue, ihr Haus nicht mehr zu besuchen. Aber dann durfte auch jener Amerikaner nie mehr über ihre Schwelle treten. Sie konnte den Kampf aufgeben, noch ehe er begonnen; aber eine Niederlage, einen Sieg des Fremden konnte sie nicht dulden. Gewöhnt daran, im Hause zu herrschen und ihren Willen durchzusetzen — jene absonderlichen Fälle ausgenommen, in denen Erneckow, wie bei der Rettung des Unbekannten auf dem Wrack, nur seinem eigenen fast krankhaften Eigensinn folgte — wollte sie auch dieses Mal wenigstens darin siegreich bleiben, daß Berthold Landry aus ihrem Hause verbannt werde. Eine spätere Anknüpfung der Beziehungen mit Bittensee blieb ja immer noch möglich.

Und vielleicht hatte Erneckow nur in der Erregung gesprochen und seine Abneigung gegen Bittensee war keine ernste. Um den Einen zu erheben, den man begünstigen will, setzt man ja oft den Andern herab, mehr als man bei ruhigem Blute verantworten kann. So mochte es auch ihrem Manne mit Bittensee ergangen sein. Sie hatte Er=

neckow durch ihren Widerspruch gereizt und Bittensee hatte das entgelten müssen. Kam er als ernster Bewerber um die Hand Mariannens, so mußte Erneckow diese Bewerbung, die von ihr unterstützt wurde, in reifliche Erwägung ziehen, und dann ließ sich in ruhigen Stunden die Angelegenheit weiter führen. Es war ja rein unmöglich, daß Erneckow dem jungen Amerikaner mehr als ein ganz flüchtiges Wohlgefallen schenken könne, und vor dem Ernst der wirklichen Verhältnisse mußte eine solche augenblickliche Vorliebe in Nichts zerfließen.

Wenige Minuten genügten ihr, diesen Ideengang zu vollenden.

„Du bist Zeuge eines unangenehmen Auftritts gewesen," sagte sie zu Marianne, die an ihrer Stickerei arbeitete. „Ich gestehe, daß ich die Schuld trage; man soll sich nie von persönlichen Abneigungen leiten lassen — dies gilt eben so gut von allzuschnellen persönlichen Neigungen!" — fügte sie scharf betonend hinzu. „Aber in einem Punkte hat Dein Onkel Unrecht: in seinen schroffen Aeußerungen gegen Bittensee. Ich werde mich darüber mit ihm verständigen. Erneckow kann nicht gut Widerspruch vertragen; ich weiß das und hätte vorsichtiger sein sollen. Aber ich werde auch dafür sorgen, daß meine Schuld nicht auf andere ganz unbetheiligte Personen zurückfalle."

Marianne antwortete nicht. Was hätte sie auch über diesen Zwist sagen sollen, bei dem sie mehr betheiligt war, als die beiden Streitenden ahnen konnten! Für sie genügte es schon, daß der Oheim ihre Ansicht über Bittensee theilte und sie war glücklich, in ihm einen Bundesgenossen entdeckt zu haben.

VIII.

Das bis dahin noch immer angenehme Oktober-Wetter veränderte sich in den nächsten Tagen. Der Wind blies scharf und kalt aus Nordost und führte heftige Regenschauer mit sich. Es begann die Zeit, in welcher die Städter, welche sich in den Sommer-Monaten am Strande so wohl gefühlt, nur mit Grauen an die Einsamkeit dachten, in welcher jetzt die Strandbewohner leben müßten. Unwirsch genug sah die graue See aus und der Wind wühlte wie ein verdrießlicher Alter in den rothgelben Buchenkronen; man begegnete nur winterlich gekleideten Gestalten und bis auf Meilen weit ins Land hinein war die Luft durchdrungen von der scharfen Kühle des Salzwassers. Aber die Nachbarn der See kümmern sich wenig darum. Sie athmen die frische Luft mit mindestens demselben Behagen ein, mit dem der Städter seinen Champagner trinkt oder die Salon-Dame ihr Eis schlürft, und aus dem vom Wind und Regen gerötheten Antlitz blitzen die Augen heller hervor, als zur schwülen Sommerzeit.

Für Marianne gab es gar keinen Unterschied des Wetters. In ihren Regenmantel gehüllt, ging sie täglich hinunter an den Strand und lauschte dem Brausen der Wellen, das jetzt für sie einen ganz neuen, wunderbaren geheimnißvollen Reiz hatte, oder durchschritt den Park und den Wald, wo der Sturm seine eigenen Melodien sang, die sie jetzt plötzlich viel besser zu verstehen glaubte, als früher. Denn ihr eigenes Herz war ja erschüttert worden; die erhabenen ernsten Stimmen der Natur waren ihr verständlicher, seit sie begriffen, daß auch an sie der Kampf des Lebens herangetreten sei. Oft stand sie Minuten lang vor einer einzelnen

schlanken Buche und schaute ihr zu, wie sie sich beugte unter der Gewalt des Sturmes und immer wieder die Krone emporhob. War ihr nicht vielleicht Aehnliches beschieden? Mußte nicht auch sie lernen, einen Sturm zu überdauern?

Ganz eigenthümlich seltsam wurde ihr dann zu Muthe, wenn sie an jene letzte Unterredung mit Berthold dachte — und sie dachte ja immer daran. Mit der Offenheit einer vollkommen reinen Natur gestand sie sich, daß sie ihm ihr Wort verpfändet hatte. Sie liebte und wurde geliebt. Aber so ganz anders hatte sie sich das früher gedacht! Der Geliebte hätte immer in ihrer Nähe sein müssen, zusammen mit dem Oheim und der Tante, oder wenigstens allein neben ihr. Und nun ging er vielleicht eben so einsam durch den Wald, wie sie, und lauschte gleich ihr dem vollen, schweren Orgelton des Sturmes in den hohen Baumgipfeln. Weshalb kam er nicht, weshalb trat er nicht plötzlich vor sie hin? Zuweilen zögerte sie, trotz der Dämmerung, nach dem Schlosse zurückzukehren. Es war ihr immer, als müsse ihr Berthold plötzlich entgegenkommen, vom Schlosse her, und ihr sagen: Ich habe mit Deinem Oheim und mit der stolzen, reizbaren Tante gesprochen und sie haben Ja gesagt — ich darf Dich lieben. Du bist mein! Aber er kam nicht. Wenn sie in das Haus zurückkehrte, war es still und einsam dort. Der Onkel saß auf seinem Zimmer, die Tante war noch grämlicher als sonst. Sie fühlte, daß etwas gegen früher verändert sei — und doch wußte Niemand um ihr Geheimniß. Dann ward ihr so seltsam bang und ängstlich zu Muth, sie hätte weinen mögen, aber es fehlten ihr die Thränen. Und warum sollte sie auch weinen? Er liebte sie ja! Und sie sah ihn vor sich, wie er in die Wellen ritt, seinen Vater und ihren geliebten Oheim zu retten; er war für sie der wahre ächte Ritter des Mährchens, der auch

kommen würde, um sie zu erlösen aus ihrer Unruhe, Ungeduld und Sehnsucht. Aber weshalb kam er nicht? Sie konnte ja doch nicht zu ihm. Er mußte kommen.

Dann fiel es ihr wohl schwer auf's Herz, wie beschränkt, förmlich und kalt dieses menschliche Dasein ist, und wie seltsam es sei, daß derselbe wackere Held, der sich so muthig in die wilde Brandung gewagt, jetzt vor den Schranken des Herkommens stand, die er nicht durchbrechen durfte — daß er die Tage zählen müsse, ehe er sich erlauben dürfe, wieder auf dem Schlosse zu erscheinen, ja daß er vielleicht genöthigt sei, eine Einladung abzuwarten. Räthselhafte Welt — Niemandem räthselhafter, als dem liebenden Herzen, das nicht begreift, weshalb es nicht immer in der Nähe dessen weilen darf, dem alle Gedanken angehören!

Nie hatte sie die Musik mehr geliebt, als in diesen Tagen. Wenn es dunkel geworden, setzte sie sich an den Flügel und lieh ihrer Sehnsucht, ihrem Glück, ihrem Hoffen und Bangen eine Sprache, die nur ihr verständlich war. Wenigstens glaubte sie das. Kann denn ein Anderer errathen, was man in Tönen fühlt oder denkt? Errathen vielleicht nicht, aber ahnen. Der Oheim, der still im Lehnstuhl saß, die Tante, die zu lesen schien und doch nicht las, machten sich ihre Gedanken darüber. Und in der Küche sagte das jüngste Mädchen: „Ich weiß nicht, was mit unserer Comtesse vorgegangen — sie ist so anders, so abwesend, und wenn sie spielt, da könnte man weinen und lachen. Es ist mir beinah, als müßte sie krank werden!" — Wilhelm schwieg dazu still und lächelte vor sich hin. Auch er war verändert. In seinen Augen blinkerte es zuweilen ganz merkwürdig geheimnißvoll. Aber er war noch schweigsamer, als früher.

„Er sieht aus, als sei heut sein Geburtstag oder als

habe er in der Lotterie gewonnen," sagte einmal dasselbe jüngste Mädchen, der Liebling Mariannens, so daß er es hören konnte.

„Du hast es errathen, Luise," antwortete er mit einem schelmischen Kopfnicken. „Dafür sollst Du auch einmal einen Mann ganz für Dich allein haben — so hübsch, wie der junge Amerikaner!"

„Das wäre mir schon recht," sagte das Mädchen erröthend. „Der hat ein Paar Augen — die können es Einem anthun!"

„Ich sollte doch meinen, der Herr von Bittensee wäre hübscher!" erwiderte Wilhelm ganz ernst.

„O der!" antwortete das Mädchen kurz und entschieden. „Der mit seinen spitzen Blicken! Den mag ich nicht! Der sieht aus, als hätte er kein Herz im Leibe. Und drüben in Bittensee erzählen sie viel schlimme Dinge von ihm. Es wundert mich fast, daß unsere fromme gnädige Frau mit ihm so intim ist."

„Nun, ich meine, er soll die Comtesse heirathen," sagte Wilhelm.

„Der?" rief das Mädchen ganz erschreckt und sah den alten Diener lange forschend an. Auf Wilhelm's Gesicht war aber in diesem Augenblick nichts zu lesen. Darauf wurde das schmucke blauäugige Ding ganz still, schüttelte oft den Kopf und trocknete sich zuweilen die feuchten Augen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Briefe und Zeitungen kamen Morgens um neun Uhr in Strössow an. Was für das Schloß bestimmt war, nahm Wilhelm oder ein anderer Diener in Empfang und trug es sogleich hinauf. Heut — an einem Montag — war nichts weiter gekommen, als ein einziger Brief, von sehr zierlicher

Form und mit einem adelichen Siegel, das sich Wilhelm ansah.

Von Bittensee! dachte er. Das scheint etwas zu bedeuten.

Als er den Brief abgab, saß Herr von Erneckow in seinem Lehnstuhl und hörte kaum auf den eintretenden Diener. Die buschigen weißen Brauen verdeckten fast vollständig die Augen, die Stirn war tief gefurcht, der Mund geschlossen wie zu ewigem Schweigen.

Er nahm den Brief ohne ihn weiter anzusehen.

„Sag' hast Du nicht gehört, ob die Landry's noch in Neuendorf bei Wülfing sind?" fragte er dann plötzlich, wie aus tiefem Sinnen auffahrend.

„Sie sind noch dort, gnädiger Herr."

„Hat er keinen Versuch gemacht, Dich zu sprechen?"

„Nein."

„Ich kann nicht glauben, daß er Dich nicht wieder erkannt habe," sagte Herr von Erneckow, ohne aufzublicken.

„Das weiß ich nun doch nicht," erwiederte Wilhelm. „Wenn er mich nicht anderswo gesehen, als in jener Nacht, so dürfte er mich wohl nicht wiedererkennen."

„Aber wir wissen doch, daß er in unserer Nähe wohnte und also wahrscheinlich uns Alle gekannt hat!" rief Herr von Erneckow.

„Wahrscheinlich — ja, aber nicht nothwendig," lautete Wilhelm's ruhige Antwort.

Der Schloßherr schwieg einige Minuten. Wilhelm stand schweigend und rührte sich nicht.

„Höre, das muß ein Ende nehmen!" rief Herr von Erneckow dann heftig. „Ich will Ruhe haben — hier, und hier!" — er schlug sich vor die Brust und vor die Stirn. „Willst Du es übernehmen, mit ihm zu sprechen?"

„Wenn Sie es befehlen, gewiß!“

„Ich habe nichts zu befehlen!“ rief der Schloßherr noch heftiger. „Du weißt, daß wir in diesem Punkt uns nicht als Herr und Diener gegenüber stehen, und überhaupt war das nie der Fall. Für mich bist du ein treuer, ehrlicher Mensch, der bei uns bleibt, weil er nichts Anderes und Besseres weiß, oder auch, weil er es gut mit uns meint und uns nicht verlassen will.“

„So ist es, gnädiger Herr“, sagte Wilhelm fest und ruhig.

„Also, was meinst Du? Ist es besser, wenn ich mit ihm spreche“, fragte Herr von Erneckow.

„Ja, das glaube ich“, antwortete Wilhelm sehr bestimmt. „Sie müssen hinüberreiten und ihn fragen, ob er Victor von Heilsdorf ist, und dann müssen Sie ihm die Wahrheit sagen und wie Alles gekommen, und daß Sie keine Ruhe seitdem gehabt. Er ist ein starker Mann und scheint durch das Leben eisenhart geworden zu sein. Aber Sie werden mit ihm einig werden, das weiß ich, und er wird Ihnen von Herzen vergeben.“

Der Schloßherr blickte minutenlang vor sich hin.

„Ja, es wird das Beste sein“, sagte er dann mit dumpfer Stimme. „Ich habe sonst keine Ruhe. Es wird mir schwer werden — —“

„Nicht schwerer, als das Leben die lange, lange Zeit hindurch!“ unterbrach ihn der Diener.

„Ja, ja, Du hast Recht!“ sagte Erneckow fast tonlos. „Es muß endlich einmal herunter von meinem Herzen und ich muß Gott danken, daß ich die Gelegenheit gefunden, zu ihm selbst zu sprechen. — Wie er nur gerettet sein mag — es ist mir unbegreiflich.“

„Das wird er Ihnen nicht verschweigen, wenn er sieht,

daß Sie ihm ernst und aufrichtig die Hand zur Versöhnung reichen", sagte Wilhelm.

„Ich hoffe es", sagte der Schloßherr kaum hörbar, und machte dann ein leichtes Zeichen. Der Diener ging.

Herr von Erneckow saß noch lange in dumpfem Hinbrüten. Dann stand er mit einem Seufzer der Erleichterung auf.

„Ja, es muß sein!" sagte er vor sich hin. „Das ist mehr als ein Zufall, das ist eine Fügung der Vorsehung. Er ist nicht todt — das Geschick hat uns zusammengeführt in wunderbarer Weise — ich muß sprechen mit dem Sohne meiner Mutter — ich muß ihm sagen, daß ich nicht ganz so schlecht bin, wie er glaubt. Nicht umsonst soll Gott ihn für mich gerettet haben — ich werde ruhiger sterben, wenn ich ihm Alles gesagt. Und möge kommen, was da wolle — schlimmer kann es nicht sein, als die Qual dieses ewig langen Lebens! Verlangt er die irdische Gerechtigkeit, so beuge ich mein Haupt, obwohl ich mehr gelitten, als er mich jemals leiden lassen kann! Es muß sein und also soll es sein!"

Er ging noch einige Male im Zimmer auf und ab, in fast gebrochener Haltung. Dann sah er den Brief, und um seine Gedanken auf einen andern Gegenstand zu richten, erbrach er ihn.

Es war ein Schreiben Bittensee's, in welchem dieser dem Schloßherrn anzeigte, daß er ihn im Laufe des Tages besuchen werde, um mit ihm über eine Herzensangelegenheit zu sprechen. Er habe eine tiefe und innige Leidenschaft für die Comtesse Marianne gefaßt und wolle bei dem Oheim und Vormund derselben anfragen, ob es ihm erlaubt sei, die Comtesse selbst um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Dem alten Herrn kam dieser Brief so überraschend, so

unerwartet, daß er ihn unwillkürlich mehrmals durchlief, ehe er begriff, daß es sich hier um eine ganz ernste Angelegenheit handle. Dann warf er den Brief auf den Tisch.

„Es soll mich doch sehr wundern, ob meine Frau nicht hinter dieser Geschichte steckt!“ rief er. „Jetzt begreife ich, weshalb der Bursche sich so häufig zeigte!“

Dann klingelte er und ließ bei seiner Frau anfragen, ob er sie auf kurze Zeit sprechen könne und zu ihr kommen dürfe. Frau von Erneckow kam selbst zu ihm auf sein Zimmer.

„Sophie,“ sagte der alte Herr, nachdem er sie gebeten, sich zu setzen, „ich habe so eben einen höchst befremdlichen Brief erhalten. Ich begreife nun auch, daß Du Bittensee protegirst. Es scheint ein Komplott zwischen Euch abgekartet zu sein, ihm Marianne in die Hände zu spielen!“

Frau von Erneckow wurde bleich vor Zorn. Das war allerdings ein seltsamer Ton für eine so wichtige Angelegenheit. Sie stand auf und that einige Schritte nach der Thür.

„Nun ja, ich bin ärgerlich, verdrießlich!“ rief Erneckow. „Ich habe nicht Lust, meine Worte heut auf die Goldwage zu legen. Seit vier Wochen bemerke ich, daß Du mit diesem Bittensee ein Herz und eine Seele bist. Und heut hält er um die Erlaubniß an, Marianne einen Antrag machen zu dürfen. Das ist sicher eine abgekartete Geschichte.“

„Franz, ich erkenne Dich kaum wieder“, sagte die Hausfrau mit mühsam erzwungener Fassung. „Du sprichst über den Antrag eines wohlhabenden, achtbaren Edelmanns, als ob — nun, als ob Dein Herr Amerikaner die Frechheit hätte, Marianne zu belästigen! Sie ist achtzehn, bald neunzehn Jahr alt, und wir können sie doch wahrlich nicht hier in dieser Einsamkeit verblühen lassen . . . .“

„Ah, also wirklich ein vollkommen fertiger Plan!“

unterbrach sie Herr von Erneckow mit einem tiefen Athemzuge. „Nun, ehe wir weiter sprechen, will ich Dir nur sagen, daß Bittensee im schlechtesten Rufe stehst. Er ist liederlich gewesen, im vollsten Sinne des Wortes, und das Gut des Vaters ist durch die Thorheiten des Sohnes mit Schulden bedeckt. Bittensee will nur Mariannen's Geld heirathen."

„In der That, eine recht unparteiische Auffassung!" rief Frau von Erneckow bitter. „Daß er etwas wild gelebt, daraus macht er selbst kein Hehl. Und daß seine Verhältnisse bis zu dem Grade zerrüttet seien, daß er durchaus eine reiche Partie machen müsse, glaube ich noch nicht. Er weiß vielleicht gar nicht, daß Marianne reich ist. Und wenn nun überdieß Marianne seinen Antrag wünschte?"

„Marianne?" rief Herr von Erneckow. „Nimmermehr! Das glaube ich nicht. Der Lieutenant ist ihr vollkommen gleichgültig."

„Du scheinst die Sache wunderbar leicht zn nehmen", sagte Frau von Erneckow streng. „Weil Du Dich nicht sogleich in das Unerwartete finden kannst, hältst Du die ganze Angelegenheit für unbedeutend. Hoffentlich wirst Du Herrn von Bittensee mit derjenigen Höflichkeit und Ruhe empfangen und anhören, die wir ihm in diesem Falle schuldig sind. Ein Herr, den wir kennen, der unser Haus seit einiger Zeit besucht, hält um die Hand Mariannens an. Das ist ganz in der Ordnung und muß in aller Ordnung erledigt werden."

„Ich weiß Mariannens Antwort im Voraus!" rief der alte Herr.

„Wenn Du Dich nur nicht irrst!" erwiderte seine Gattin. „Ihr Männer versteht nichts von solchen Dingen, und haltet oft für Widerwillen, was nur Befangenheit, Scheu, versteckte Koketterie ist. Jedenfalls wirst Du Deinen Einfluß

als Oheim und Vormund nicht gebrauchen, um Marianne fühlen zu lassen, daß die Partie Dir nicht zusagt. Sie liebt Dich so aufrichtig, daß sie im Stande wäre, ihre Empfindungen zu unterdrücken, nur um Dich nicht zu betrüben."

Ernecków schien von den letzteren Worten betroffen. Seine Miene hatte einen schmerzlichen Ausdruck angenommen und er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er fühlte, daß etwas Wahres in den Worten seiner Frau lag. Die Möglichkeit, daß Marianne — trotz allen Anscheins des Gegentheils — den Lieutenant gern habe, ließ sich nicht bestreiten.

„Ich kann mir nicht denken, daß Marianne kokett sei", sagte er dann. „Indessen gebe ich Dir zu, daß wir die Sache ihren ordentlichen Gang gehen lassen müssen. Meine Pflicht als Verwandter und Vormund erheischt es freilich, daß ich Marianne über die Vergangenheit und die Person des Bewerbers aufkläre."

„Handle darin nach den Vorschriften Deines Gewissens!" versetzte Frau von Ernecków. „Und überlege wohl, ob nicht Deine mir übrigens ganz unerklärliche Abneigung gegen Herrn von Bittensee Dich veranlassen könnte, den Bewerber anders zu schildern, wie er in Wirklichkeit ist. Die besten Männer haben oft eine tolle Jugend hinter sich, und selbst wenn Bittensee arm wäre, so läge darin noch kein Grund zu einer Ablehnung. Arme, aber liebenswürdige und angenehme Männer haben sehr oft reiche Partien gemacht. Und so wie Bittensee jetzt ist, gefällt er mir ganz gut. Er hält auf seinen Stand, ist ein tüchtiger Landwirth, besitzt ein frommes Gemüth — genug, ich finde, daß sein Antrag wohl in Erwägung zu ziehen ist, und daß Du Deine Pflicht als Oheim und Vormund verletzen würdest, wenn Du Marianne einen anderen Rath gäbest, als denjenigen: den Antrag mit

Ernst und Gewissenhaftigkeit zu prüfen. Das Weitere wird sich dann ja von selbst finden."

Erneckow ging einige Male durch das Zimmer. Es ließ sich nichts gegen den Vorschlag seiner Frau einwenden.

„Ich werde so handeln, wie Du es angiebst", sagte er. „Aber wäre es nicht vielleicht rathsamer, vorher mit Marianne zu sprechen?"

„Nein, ich glaube nicht", erwiderte die Hausfrau. „Herr von Bittensee verlangt nur die Erlaubniß, sich mit einem gewissen Recht Marianne nähern zu dürfen. Wir würden ihr die Unbefangenheit rauben, wenn wir sie eher von der Absicht Bittensee's unterrichteten, als diesem Herrn lieb ist."

Auch dagegen ließ sich nicht viel sagen. Und doch war es dem Schloßherrn peinlich, daß er nicht vorher mit Marianne sprechen solle. Wenn Bittensee ganz freie Hand erhielt, das Dünenschloß so oft zu besuchen und Marianne so oft zu sprechen, als er nur wolle, und wenn Frau von Erneckow ihn unterstützte, so war es ja leicht möglich, daß Marianne statt eines allzuungünstigen Eindrucks einen allzugünstigen von dem Lieutenant erhielt. Der Schloßherr fand also, daß man Marianne von der einen Seite beeinflussen wollte, während man ihm dies von der anderen nicht erlaubte.

Er sprach sich jedoch für den Augenblick nicht darüber aus und machte keine Einwendung, als seine Gattin ihm sagte, sie müsse jetzt nach Strössow hinuntergehen, um einer Konferenz des Pfarres und der Lehrer über die Weihnachtsbescheerung für arme Kinder beizuwohnen.

Um so ungestörter konnte er seinen eigenen Gedanken nachhängen. Sie waren durchaus nicht erfreulicher Art. Marianne, sein Liebling, seine Trösterin in trüben Stunden,

sollte von ihm genommen werden! Nun, ja er hatte zuweilen an diese Möglichkeit gedacht; aber theils hatte er sie für fern gehalten, theils sich vorgestellt, sie werde einem Gatten angehören, den er achten und wie einen Sohn lieben könne. Und nun kam dieser Bittensee, den er nie leiden mögen, den er nur um seiner Frau Willen geduldet, und erhob sein unreines Auge zu dem lieblichsten, reinsten, unschuldigsten Mädchen! Nein, auch Erneckow war überzeugt, daß Marianne den Lieutenant nicht liebe, niemals lieben werde. Aber man konnte sie überreden, man konnte ihr schließlich eine Ehe aufdringen, in der sie ohne Zweifel unglücklich werden mußte. Das durfte nicht sein. Schon daß er Bittensee in seinem Hause duldete, war eine stille Einwilligung und mußte in Marianne den Glauben erwecken, daß der Oheim insgeheim die Verbindung billige. Er errieth, daß man ihm und also auch Marianne eine Schlinge legen wolle. Dem mußte er zuvorkommen. Und da er wohl begriff, daß er keine neuen Gründe gegen seine Frau anführen könne und daß diese entschlossen sei, ihren ganzen Einfluß zu Gunsten Bittensee's geltend zu machen, so beschloß er, sich auf eigene Hand über den Hauptpunkt Gewißheit zu verschaffen: ob nämlich Marianne Willens sei, die Bewerbung Bittensee's auch nur anzuhören. So wie sie nicht eine ganz entschiedene Abneigung gegen den Lieutenant aussprach, wollte er sich durchaus neutral verhalten und nichts gegen Bittensee unternehmen — das gelobte er sich selbst.

Er hörte Marianne im Gesellschaftszimmer spielen und singen und ging zu ihr. Durch einen Wink bedeutete er sie, sich nicht unterbrechen zu lassen. Aber sie hörte dennoch auf zu singen, vielleicht weil sie den Text des Liebesliedes, das sie sang, für zu verrätherisch hielt.

„Was willst Du hören, lieber Onkel?“ rief sie. „Oder kommst Du, mir etwas zu sagen?“

„Ich kam nur zufällig,“ antwortete er, sie scharf beobachtend. „Aber vielleicht interessirt es Dich, zu erfahren, daß uns Herr von Bittensee im Lauf des Tages besuchen wird.“

Der Ausdruck in Mariannens Gesicht verrieth Alles eher, als Freude oder Theilnahme. Ihr einfaches „So?“ klang ganz kleinlaut. Wenn ein Mann, wie Erneckow, anfängt zu beobachten, so ist sein Blick scharf. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß der Lieutenant seiner Nichte gleichgültig sei.

„Ich habe mich neulich vielleicht zu scharf gegen den jungen Mann ausgesprochen,“ fuhr er fort. „Die Worte entschlüpften mir, weil ich etwas ungehalten über den Eigensinn der Tante war. Meine Frau scheint ihn gern zu sehen, und wenn dasselbe mit Dir der Fall ist, so werde ich den Lieutenant niemals fühlen lassen, daß ich ein Vorurtheil gegen ihn hegte.“

Marianne hatte schnell aufgeblickt, sich dann aber abgewandt.

„Was mich anbetrifft, lieber Onkel, so ist mir Herr von Bittensee ganz gleichgültig,“ sagte sie. „Ich glaubte immer, die Tante plaudere gern mit ihm.“

„Nun, Du bist ein junges Mädchen und er ist ein junger Mann,“ sagte Herr von Erneckow lächelnd. „Es dünkt mich wahrscheinlicher, daß er Deinetwegen kommt.“

„Das will ich nicht annehmen,“ antwortete Marianne schnell und beschäftigte sich damit, den Flügel zu schließen. „Es würde mir im höchsten Grade peinlich sein, zu glauben, Herr von Bittensee erweise mir die geringste außergewöhnliche Aufmerksamkeit.“

„Oh, ist das Dein Ernst?“ rief Erneckow.

„Gewiß, lieber Onkel!“ antwortete Marianne, die von ihm abgewandt aus dem Fenster sah. „Wenn es irgend eine Möglichkeit giebt, Herrn von Bittensee darüber aufzuklären, daß jedes seiner scheinbar angenehmen Worte mir äußerst unangenehm ist, so würde ich bitten, liebster Onkel, ihm dies auf irgend eine höfliche Weise zu verstehen zu geben. Ich würde sonst genöthigt sein, seine Gegenwart zu vermeiden.“

„Ei, ei, welch' kleiner Trotzkopf!“ rief Herr von Erneckow, innerlich hocherfreut. „Nun, mein Kind, es war nur Scherz, oder eigentlich eine hingeworfene Bemerkung, denn am Ende kann es mir doch nicht gleichgültig sein, mit welchem Auge Du die jungen Männer betrachtest, die unser Haus besuchen. Man muß darin vorsichtig sein — die Leute reden bald Dieses, bald Jenes . . .“

Marianne schien auf Kohlen zu stehen. Erneckow erkannte es aus ihren glühend gerötheten Wangen und aus ihrem schnellen, tiefen Athemholen.

„Bitte, nicht weiter, Onkel — —!“ sagte sie mit schwerer, stockender Stimme.

„Vergiß das Gespräch, liebes Kind,“ antwortete er schnell, „und laß Dir deine Unbefangenheit nicht rauben. Ich wollte nur gern selbst wissen, woran ich bin. Es ist gut, wir verstehen uns!“

Damit ging er, ohne daß Marianne sich zu ihm hingewandt hatte, aus der Thür.

„Es ist, wie ich vermuthete,“ sagte er zu sich selbst. „Das Kind ist viel zu feinfühlend, um diesen trockenen, überlegenden Burschen leiden zu können. Die Sache ist damit erledigt. Ich werde Bittensee warnen und ihm, so wie er dem Mädchen mit einer Miene, einem Worte zu nahe tritt, das Haus verbieten.“

Kurz vor Tisch traf Bittensee ein. Er hatte sein Pferd, wie er sagte, unten in Strössow gelassen. Seine Miene verrieth keine besondere Aufregung; nur etwas blasser sah er aus, als sonst, und er drückte dem Schloßherrn mit ungewöhnlicher Wärme die Hand.

Marianne war bei dem Empfange nicht sichtbar. Bittensee erkundigte sich sogleich nach ihr.

„Meine Nichte befindet sich vollkommen wohl", antwortete Frau von Erneckow, „und wird sogleich hier sein."

In demselben Augenblick meldete jedoch die junge Dienerin, die gnädige Comtesse lasse sich entschuldigen, sie könne nicht bei Tisch erscheinen, sie habe heftiges Kopfweh.

Auf Frau von Erneckow's Stirn stiegen schwere Gewitterwolken auf, und Bittensee ward noch bleicher, als er bis dahin gewesen.

„Es wird wohl so schlimm nicht sein, ich werde selbst nachsehen", erwiderte die Hausfrau dann und verließ das Zimmer.

„Ich hoffe, daß nicht etwa meine Anwesenheit . . ." sagte Bittensee mit einem stechenden Blick.

„Marianne war schon Vormittag nicht recht wohl, wie es schien", erwiderte der Schloßherr auf den abgebrochenen Satz. „Vielleicht ist sie nach einer Stunde Ruhe wieder sichtbar."

Mit der Sicherheit einer Frau von Welt entschuldigte die zurückkehrende Frau von Erneckow ihre Nichte. Dieselbe leide in der That an heftigem Kopfweh, es sei eine Art Migraine, vielleicht auch eine Erkältung. Marianne werde sich auf's Sopha legen und vielleicht schon in einer Stunde „disponirt" sein. Aber es entging Bittensee, der in den Mienen seiner Gönnerin las, nicht, daß auf ihrem Gesichte ein ver-

haltener Zorn ruhe. Marianne schien für ihn nicht sichtbar sein zu wollen. Das war ein böser Anfang.

Das Gespräch bei Tisch drehte sich um Alltäglichkeiten. Bittensee trank mehr als gewöhnlich, und die Blässe seiner Züge verwandelte sich allmählich in ein fast fieberhaftes Roth. Unglücklicher Weise erkundigte er sich, woher die vortreffliche Hirschkeule stamme, die den Braten bildete, und Herr von Erneckow gab ihm ruhig Auskunft.

„Ich hätte das unpassende Geschenk lieber abgewiesen", sagte Frau von Erneckow. „Aber mein Mann bestand auf der Annahme."

„Man muß immer höflich sein, liebe Sophie!" sagte der Schloßherr darauf mit einem ganz unschuldigen Lächeln.

Das Mittagsmahl war beendet; die Herren gingen in Erneckow's Zimmer, wohin ihnen der Kaffee gesendet werden sollte, und brannten sich Cigarren an. Der Schloßherr war sehr ruhig, Bittensee dagegen sichtlich erregt.

„Darf ich über den Brief mit Ihnen sprechen?" fragte er.

„Gewiß, es wird jetzt die beste Gelegenheit sein", antwortete Erneckow.

Nun begann Bittensee in einer langen Rede, deren Hauptpunkte er sicherlich sehr genau vorher überlegt, zu schildern, wie er Frau von Erneckow kennen gelernt und von den Gesinnungen und von dem feinen, ächt adelichen Wesen der Dame förmlich entzückt gewesen sei. Dann ging er auf Marianne über und schilderte den tiefen Eindruck, den sie auf sein Herz gemacht. Er sei lange mit sich zu Rathe gegangen, sagte er; die Comtesse sei zu gut für ihn, dessen Vergangenheit nicht ohne Vorwurf sei. Auch sei er durch die schwierige Lage, in welcher sich die Angelegenheiten seines Vaters befänden, fast dazu gezwungen, auf eine reiche Heirath zu

sehen — und er wisse nicht, welche Mitgift die Comtesse erhalten werde. Aber sein Herz habe ihm keine Ruhe gelassen. Er könne ohne Marianne nicht glücklich werden, und wenn sie einwillige ihm anzugehören, so hoffe er durch Fleiß und Sparsamkeit das Gut seines Vaters bald wieder in den besten Stand zu bringen.

Der Schloßherr, der ihn aufmerksam während dessen beobachtet hatte, antwortete ihm sehr ruhig, daß er trotz der vielen Einwendungen, die er gegen eine Verbindung mit ihm zu machen habe, dem Glücke Mariannens doch niemals hinderlich sein würde, falls diese eine solche Verbindung für ein Glück hielte, bis jetzt aber scheine dies nicht der Fall zu sein.

„Ich muß Ihnen offen erklären, Herr Lieutenant," sagte er, „daß meine Nichte, einzelnen Andeutungen zufolge, die ich selbst gehört, durchaus keinen Antrag von Ihrer Seite erwartet oder richtiger zu sagen, wünscht. Ich muß Ihnen dies sagen, damit Sie sich keine vergeblichen Hoffnungen machen. Ich habe nichts dagegen, daß Sie uns noch ferner besuchen, aber sobald mir Marianne noch deutlicher, als dies schon geschehen, zu verstehen gäbe, daß diese Besuche ihr lästig sind, müßte ich Sie sofort bitten, dieselben einzustellen."

„Kurz und gut, die Comtesse kann mich nicht leiden und lehnt meinen Antrag ab?" fragte Bittensee.

Er war wieder leichenblaß geworden und stützte sich auf den Sessel, hinter dem er stand.

„Nicht leiden, das will ich nicht sagen," antwortete Erneckow. „Sie fühlt aber jedenfalls nichts für Sie, was Sie zu Ihrem Antrage ermuntern könnte, den sie übrigens nicht ablehnen kann, da sie ihn ja noch nicht kennt. Ich will Sie nur vor vergeblichen Hoffnungen warnen."

„Erlauben Sie mir, auf diese Warnungen nicht das

ganze Gewicht zu legen, das ich ihnen unter anderen Umständen beimessen würde," sagte Bittensee, zitternd vor Erregung. „Frau von Erneckow ist meine Gönnerin — die Comtesse hat mir weder durch Wort noch Miene Abneigung verrathen. Ich vermuthe also, daß Sie die Partie nicht wünschen, daß Sie das Hinderniß sind, welches zwischen mir und der Comtesse steht."

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt," antwortete der Schloßherr, dessen Stirn sich faltete und dessen Brauen sich tiefer auf die Augen senkten. „Wollen Sie mir nicht glauben, so versuchen Sie selbst Ihr Heil. Nur dürfen Sie mir später keine Vorwürfe machen, wenn ich einen Umgang, der meiner Nichte lästig erscheint, schnell abbrechen sollte. Es liegt jetzt noch in Ihrer Hand, der zwischen uns bestehenden Bekanntschaft einen ganz harmlosen Anstrich zu geben und selbst zu beobachten, ob ich die Wahrheit gesprochen . . ."

„Nein, ich will eine schnelle Entscheidung!" unterbrach ihn Bittensee heftig. „Ich weiß jetzt, daß ich einen Gegner in diesem Hause habe, der meine Ansichten leicht vereiteln kann, wenn ich zögere. Es thut mir leid, aber ich muß einen andern Ton annehmen, Herr von Erneckow."

„Ich hoffe, einen Ton, den ich hören darf," erwiderte der Schloßherr, der sich jetzt ebenfalls erhoben hatte und dem bleichen jungen Manne fest und entschlossen gegenüber stand.

„Wollen Sie mir die Comtesse Wiletzka zur Frau geben?" fragte Bittensee mit zuckenden Lippen.

„Nur dann, wenn sie mir freiwillig, ohne durch irgend welche Einflüsse beherrscht zu sein, erklärt, daß sie Ihnen zugethan ist und die Hoffnung hegt, mit Ihnen glücklich zu werden."

„Sie zweifeln daran, daß dies je geschehen wird?“ fragte Bittensee.

„Ja, ich zweifle daran!“ antwortete Erneckow sehr bestimmt.

„Das heißt, Sie wollen sie daran verhindern?“ fragte Bittensee.

„Genug, genug!“ rief der Schloßherr mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Schon die Sprache, die Sie führen, überzeugt mich, daß Marianne richtiger fühlt, als ihre Tante. Sie scheinen mich zwingen zu wollen, Herr Lieutenant. Sie scheinen zu vergessen, daß ich der Herr dieses Hauses und der Vormund Mariannens bin. Ich lasse mir meine Handlungsweise nicht vorschreiben. Sie haben meine Antwort. Bewerben Sie sich in anständiger Form um meine Nichte — ich mache Ihnen dieses Zugeständniß nur um Mariannens willen und um mich von jedem Vorwurf frei zu wissen — besuchen Sie uns einmal in der Woche — damit gut! Ich werde scharf beobachten, was zwischen Ihnen und und Marianne vorgeht. Sie sind aufgeregt. Für heut' nicht mehr!“

„Ja, doch mehr für heut'!“ rief Bittensee. „Sie wollen mich hinhalten — ich fühle es. Nun denn, Herr von Erneckow, wenn die Comtesse Wiletzka nicht in drei Monaten meine Frau ist, so theile ich dem Staatsanwalt mit, daß Herr Franz von Erneckow Theilnehmer eines Mordes ist, und ich werde diese Mittheilung mit Thatsachen belegen.“

So fest der Mann war, der dem wild erregten Ankläger gegenüber stand, so konnte er den Schlag, den er erhielt, doch nicht ertragen, ohne zu zucken und zu wanken. Sein Gesicht ward weiß wie sein Haar. Seine Augen starrten den Lieutenant an, als wäre dieser eine fremde, un=

heimliche Erscheinung und seine Hand suchte die Lehne des Sessels.

„Was soll das heißen? Erklären Sie sich deutlicher!" sagte er dann nach einigen tiefen Athemzügen.

„Ich habe mich nicht weiter zu erklären," antwortete Bittensee mit höhnisch verzogenen Lippen. „Sie sehen — ich bin gut gerüstet. Sie allein sind der Feind meines Glückes. Also Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ich kenne Ihr Geheimniß, und wenn die Comtesse nicht meine Frau wird, nun — ich habe Ihnen ja gesagt, was ich thun werde. Schonung kenne ich nicht. Wollen Sie meine Zukunft zerstören, so ist es nur natürlich, wenn ich mich räche und Ihr Dasein vernichte."

„Sie sind betrunken oder wahnsinnig," sagte Herr von Erneckow, so ruhig, als es ihm möglich war.

„Keines von Beiden!" erwiderte Bittensee triumphirend. „Die Vergangenheit soll todt sein, wenn Sie meinen Plan unterstützen und durchführen. Es versteht sich ja auch von selbst, daß ich meinen Verwandten, den Oheim meiner Frau, nicht anklagen würde. Sie gehen jetzt zu der Comtesse und bringen mir die Antwort zurück, daß dieselbe meine Gattin wird, oder ich reite hier vom Schlosse aus unmittelbar nach Wandelin und mache meine Anzeige."

Der alte Herr stand schweigend, aber seine kurzen, hastigen Athemzüge, die fast krampfhaft geschlossenen Lippen verriethen, wie es in ihm arbeitete. Er blickte unverwandt auf Bittensee, dessen Miene sich nicht verändert hatte und höhnisch und trotzig blieb, obwohl sein Gesicht schnell hintereinander die Farbe wechselte. Kein Zweifel, dieser Mann kannte ein Geheimniß und wollte es benutzen. Jede Frage, jeder Versuch auszuweichen wäre vergeblich gewesen.

„Ich werde sofort meine Nichte befragen," sagte Er-

neckow mit trockener, gedämpfter Stimme. „Bleiben Sie hier in diesem Zimmer. Ich lasse Licht bringen.“

Er ging hinaus. Bittensee lachte laut hinter ihm her.

„Entweder — oder!“ murmelte er dann vor sich hin. „Nun, er hat sich gebeugt! Jenen Landry mag er nicht mehr fürchten, aber vor mir hat er Respekt. Und entschieden mußte die Sache sein. Sonst käme mir am Ende gar noch das Förstermädchen in den Weg. Das Weib war gestern furchtbar in seinem verhaltenen Zorn. Die Weiber schlägt man nur durch Thatsachen zurück. Auch sie wird sich ergeben, wenn sie nichts mehr zu hoffen hat. Ich werde übrigens Marianne vor ihr, als vor einer Lügnerin oder Wahnsinnigen warnen. Denn daß die wilde Person etwas im Schilde führt, sah ich gestern, als ich ihr die Hand zum Abschied bot und sie nach mir spie. Teufel — ich hätte sie am liebsten niedergeschossen! Nun, das Alles ist mir gleich, wenn dieser Plan gelingt. Ein schönes Mädchen und drei Hunderttausende — sind die mein, so komme nachher, was da wolle!“

Wilhelm trat mit zwei brennenden Kerzen ein und setzte sie auf den Tisch. Nur beim Hinausgehen warf er einen Blick auf den Lieutenant, auf dessen Wangen sich zwei dunkelrothe, scharf abgegrenzte Flecken gebildet hatten.

Inzwischen war Marianne benachrichtigt worden, daß Herr von Erneckow sie in ihrem eigenen Zimmer erwarte. Als das junge Mädchen eintrat — etwas beunruhigt durch die Aufforderung, die bei der Anwesenheit Bittensee's im Schloß eine ganz besondere Bedeutung haben konnte — fuhr sie erschreckt zurück. Denn trotz der Dämmerung, die bereits in dem kleinen Zimmer herrschte, erkannte sie, daß das Gesicht ihres Oheims sehr bleich und verstört sei.

„Onkel — was ist vorgefallen?“ rief sie dann, auf ihn zueilend.

„Komm her, Kind,“ sagte er leise und mit schwerer Stimme. „Laß mich einige Fragen an Dich richten und beantworte sie mir mit all' der Offenheit, wegen deren ich Dich stets so lieb gehabt. Bedenke, daß, wie auch Deine Antwort ausfallen möge, sie in meiner Liebe zu Dir nichts ändern wird. Sprich, als ob ich ein ganz Fremder sei, oder als ob Du Dir selbst in tiefster Einsamkeit Antwort gäbest auf Fragen, die man Dir vorgelegt. Wie gesagt, Deine Antwort mag ausfallen, wie sie wolle — in unseren Beziehungen kann sie nichts ändern.“

Er hatte Mariannens Hand in die seine genommen. Bestürzt, bang athmend stand das junge Mädchen vor ihm.

„Herr von Bittensee hat so eben um Deine Hand angehalten,“ sagte er dann. „Er fordert eine so schnelle Entscheidung, daß ich ihm nachgeben und sogleich zu Dir gehen mußte. Welches ist Deine Antwort?“

Es bedurfte einer solchen kaum, denn Schrecken, Widerwillen und Angst zeigten sich deutlich in den Zügen der Comtesse.

„Lieber Onkel,“ sagte sie fast flehend, „ich glaubte, meine Gesinnung gegen diesen Herrn wäre Dir bekannt . . .“

„Ich muß jedoch auf seine bestimmte Frage eine ebenso bestimmte Antwort geben,“ fuhr der Oheim fort, als sie innehielt. „Ich werde diese Antwort dann schon in die geeignete Form zu kleiden wissen. Also lehnst Du den Antrag ab — oder bittest Du Dir Bedenkzeit aus — oder . .?“

„Nein, Onkel, ich habe nicht nöthig, mich zu bedenken,“ antwortete Marianne, ermuthigt durch den sanften Ton des Oheims. „Ich weiß heut, wie ich es immer wissen werde, daß ich mit Herrn von Bittensee niemals glücklich sein kann.“

Der Onkel drückte ihr stumm die Hand und schaute sie an. Es schien etwas in ihm vorzugehen. Marianne ward wieder ängstlicher.

„Und Du würdest ihn auch abweisen,“ fragte er dann ganz langsam und leise, „wenn ich durch eine Verbindung dieses Mannes mit Dir einer schweren Sorge, oder Last — nun gleichviel, wie man es nennen will — überhoben würde?“

„Ich verstehe Dich nicht, lieber Onkel,“ sagte Marianne zitternd.

„Nun, ich setze den Fall, Herr von Bittensee könnte mich, unsere ganze Familie unglücklich machen,“ sagte der Oheim mit freundlichem Ernst, „und Deine Verbindung mit ihm könnte dieses Unglück abwenden . . .“

„O lieber, theurer Onkel“, rief Marianne, außer sich vor Schrecken und Bestürzung, aber mit dem Tone glühendster Hingebung, „dann beschwöre ich Dich, mir Alles zu sagen — dann nehme ich meine Worte zurück — dann — dann —“

Sie führte seine Hand an ihre Lippen, als wollte sie ihn durch dieses äußerliche Zeichen fühlen lassen, wie ergeben sie ihm sei.

„Es war nur Scherz, liebes Kind!“ unterbrach sie der alte Herr und küßte sie innig auf die Stirn. „Nie würde ich ein solches Opfer von Dir beanspruchen. Ich wollte Dich nur ein wenig prüfen. Und nun ängstige Dich nicht weiter. Nie wird in diesem Hause mehr von jenem Manne die Rede sein, nie wirst Du ihn hier wiedersehen!“

Er strich ihr sanft mit der Hand über den Scheitel und verließ das Zimmer, noch ehe Marianne sich von ihrer Erregung hatte erholen und eine neue Frage oder Bitte an ihn richten können.

Als der alte Herr wieder in sein Zimmer trat, sah er

sehr ruhig und gefaßt aus. Bittensee hatte, um seine Unruhe und Ungeduld zu bemänteln, eine Zeitung vorgenommen, die er jetzt fortwarf.

„Nun?“ fragte er, auf den Schloßherrn zutretend.

„Meine Nichte dankt für die Ehre Ihres Antrags und lehnt denselben ab“, antwortete Herr von Erneckow.

Bittensee stand und schaute ihn an, als habe er nicht recht gehört.

„Lehnt ab?“ wiederholte er mechanisch mit hohler Stimme.

„Dankt für die Ehre Ihres Antrags und lehnt denselben ab“, wiederholte nun auch der Schloßherr.

Der Ausdruck von Wuth und Verzweiflung, der jetzt Bittensee's Gesicht verzerrte, war unbeschreiblich. Sein ganzer Körper wand sich, wie von einem Krampf ergriffen. Es schien, als wolle er auf den alten Herrn losstürzen und ihn erdrosseln, so wild und wie rasend streckte er die gespreizten Hände gegen ihn aus.

„Und Sie haben Alles überlegt? Das ist Ihr letztes Wort?“ keuchte er dann kaum hörbar heraus.

„Wir haben nichts mehr mit einander zu sprechen“, erwiderte Herr von Erneckow.

Wie der Versinkende noch einmal über sich in die Luft greift, so wandte sich Bittensee noch einmal zu dem Schloßherrn. Er wußte, daß er selbst verloren sei, wenn er sich auch rächte und den Andern unglücklich machte.

„Es ist nicht möglich!“ murmelte er. „Sie wissen, was Sie erwartet: Schande, Entehrung, Gefängniß — —“

„Mag mich erwarten, was da wolle — seit ich weiß, daß meine theure Nichte die Abneigung gegen Sie mit mir theilt, ist unsere Verbindung abgebrochen“, erwiderte Herr von Erneckow kalt.

„Nun denn — Ihr sollt an mich denken — Ihr Alle!“

Mit diesem Schrei stürzte Bittensee aus der Thür, riß Hut und Mantel, die im Vorsaal hingen, an sich, und eilte hinaus in die Dunkelheit.

Sobald der Rasende das Zimmer verlassen, schritt der alte Herr nach seinem Lehnstuhl. Kaum, daß er ihn erreichte. Wie gelähmt fiel er hinein. Leichenblässe bedeckte seine Züge, deren Starrheit die Vermuthung hervorrufen konnte, es sei ihm ein Unglück geschehen. So saß er wenigstens eine Viertelstunde lang und schien kaum zu athmen. Dann löste sich die entsetzliche Spannung seiner Züge, er seufzte wiederholt tief auf und ließ den Blick durch das Zimmer schweifen, aber mit einem fast irren Ausdruck.

„Es muß sein!“ rief er dann. „Es muß sein! Die Stunde ist gekommen — endlich, endlich!“

Er füllte sich ein Glas aus der Karaffe, die auf dem Tisch stand, und leerte es langsam.

Dann nahm er die auf dem Tisch stehende Klingel und bewegte sie kräftig.

Frau von Erneckow, die wegen ihrer Ungeduld in der Nähe geblieben war, öffnete die Thür und blickte in das Zimmer.

„Es ist gerade Niemand zur Hand“, sagte sie, erstaunt, nur ihren Gatten zu finden. „Was verlangst Du, Franz?“

„Sende mir Wilhelm“, antwortete der alte Herr.

„Und wo ist Herr von Bittensee?“ fragte die Dame.

„Wir sprechen nachher darüber“, antwortete Herr von Erneckow.

Da Wilhelm in demselben Augenblick erschien, so zog sich die Hausfrau mit befremdeter Miene zurück. Das Aussehen ihres Gatten mußte sie beunruhigen.

„Wilhelm", sagte der Schloßherr, „nimm unseren geschlossenen Wagen und die Braunen, fahre hinüber nach Neuendorf zu Herrn Landry und sage ihm, ich ließe ihn und seinen Sohn bitten, sogleich mit Dir hierher zu kommen. Kein Widerstand, keine Ausrede darf gelten. Sage ihm, ich ließe ihn beschwören, zu kommen, ich hätte mit ihm zu sprechen — nicht mit ihm allein, sonst wäre ich selbst hinübergekommen, sondern es sollten noch Andere Zeuge von dem sein, was ich zu berichten habe. Ich verlasse mich darauf, daß Du ihn und seinen Sohn hierher bringst. Ich würde mit meiner Frau, Marianne und Dir selbst hinüberfahren, aber das könnte Aufsehen erregen. Sage ihm das Alles. Sage, ich hätte mit ihm zu sprechen, wegen jener Nacht!"

„Ist etwas vorgefallen, gnädiger Herr?" fragte Wilhelm tief erschüttert und mit sehr besorgtem Blick.

„Ja. Der Elende, der mich so eben verlassen, weiß irgend etwas und droht mir damit. Wie viel er weiß — nun, das ist gleich, ich habe ihn nicht gefragt. Aber die Stunde ist endlich da. Ich verlasse mich darauf, daß Du die Beiden bringst — ich werde inzwischen den Pavillon für sie einrichten lassen. Will er nicht kommen, so sage ihm, daß er noch heut Abend oder in der Nacht unseren Besuch zu erwarten hat. Es muß herunter von meiner Seele, und ich bin zufrieden, daß es endlich dahin gekommen!"

„Ich denke, ich werde ihn bringen," antwortete Wilhelm, aus dessen Gesicht eine ganz eigenthümliche Freudigkeit und Festigkeit strahlte. „Und mir sagt es eine Stimme im Innern: Es wird Alles gut werden, gnädiger Herr!"

Damit verließ er das Zimmer. Erneckow stand noch einige Minuten lang in ernstem Sinnen. Dann begab er sich nach dem Zimmer seiner Frau. Auch Marianne war dort.

„Sophie," sagte der alte Herr mit ungewöhnlich weichem Ton zu seiner Gattin, die ihn erwartungsvoll anblickte, „frage mich nicht nach den Gründen, die mich zu dem veranlassen, was ich Dir auftrage. Es handelt sich um eine sehr ernste Angelegenheit. Wenn ich Dir das in aller Ruhe sage, so wirst Du es mir glauben. Gieb also die Abneigungen, die Du etwa hast, auf, wenigstens für heute, und behandle die Gäste, welche Du am Abend empfangen wirst, mit Höflichkeit. Sie verdienen Rücksicht von unserer Seite; der Grund wird Dir klar werden."

„Aber wen erwartest Du denn?" fragte die Dame, nicht wenig bestürzt über diese Anrede und das ganze Wesen ihres Gatten.

„Mr. Landry und seinen Sohn," antwortete der Schloßherr.

Frau von Erneckow machte eine schnelle Bewegung, in der sich ihr ganzes Erstaunen und wohl auch ihr Widerwille aussprach; aber die sichere Haltung ihres Mannes flößte ihr Zurückhaltung ein. Sie schwieg.

„Zwischen mir und Mr. Landry bestehen Beziehungen aus früherer Zeit," fuhr der Schloßherr fort. „Ich habe ein großes Unrecht an ihm wieder gut zu machen . . ."

„Mein Gott, so hat Herr von Bittensee richtig geahnt!" stieß Frau von Erneckow hastig hervor.

„Ja, und eben, daß er eine Ahnung von der Vergangenheit hat, bestimmt mich dazu, mich mit Mr. Landry auszusprechen. Ich kann nicht eher mein Haupt zur Ruhe legen, als bis diese Sorge von meinem Herzen genommen ist. Ich denke, in zwei Stunden wird Landry mit seinem Sohne hier sein. Laß den Pavillon in Ordnung bringen, für den Fall, daß sie über Nacht bleiben, oder auch das Fremdenzimmer, und richte Alles so ein, als ob alte gute Freunde kämen, die

wir rücksichtsvoll empfangen, ohne große Umstände zu machen. Sorge auch dafür, daß wir nicht gestört werden, wenn ich in Eurem Beisein mit Mr. Landry spreche.“

„Und wo ist Herr von Bittensee?“ fragte die Hausfrau, die nur mit der größten Mühe ihre äußere Ruhe bewahrte.

„Fort! Und ich hoffe, daß er niemals wieder unser Haus betritt!“ antwortete Erneckow. „Ich glaube, Du würdest die Erste sein, ihm die Thür zu weisen.“

„Aber mein Gott, Franz,“ rief sie, sich schnell erhebend und auf ihn zueilend, „begreifst Du denn nicht, wie Du mich folterst? Was bedeutet das Alles?“

„Gedulde Dich nur noch kurze Zeit!“ bat er, sie sanft zurückdrängend. „Heut noch wirst Du Alles erfahren. Jetzt möchte ich allein sein mit mir. Sorge dafür, daß Niemand mich stört!“

Er reichte ihr die Hand und kehrte in sein Zimmer zurück.

IX.

Wenn Marianne fühlte, daß Bertholv sich ebenso heftig nach ihr sehne, wie sie sich zu ihm hingezogen fühlte und daß er die Trennung schwer ertrage, so war dieses Gefühl eben so natürlich, wie wahr und richtig. Berthold, von der ganzen Gluth einer ersten und wie er nicht zweifeln durfte, erwiderten Leidenschaft ergriffen, erduldete Qualen, die ihm fast unerträglich erschienen. Denn zu seiner Sehnsucht gesellte sich die Besorgniß, daß es einem glücklichern, von den nächsten Verwandten Mariannens unterstützten Nebenbuhler gelingen möge, die Geliebte zu umgarnen und durch irgendwelche Mittel einem Versprechen abwendig zu machen, das eigentlich noch kein Versprechen war. Alle Trostgründe des Verstandes,

alle Versicherungen, die er sich gab, daß Marianne sich selbst und ihm treu bleiben werde, helfen nichts in solchen Augenblicken. Nur die Geliebte selbst kann diese Zweifel heben — und diese fehlte ihm.

Der Vater war nach jener Unterredung ernst, aber durchaus nicht unfreundlich gewesen. Berthold errieth aus den Mienen desselben, daß er jedes Zurückkommen auf jenes Gespräch vermeiden wolle. Der Vater sprach mehrmals, als von einer ausgemachten Sache davon, daß der Aufenthalt in Neuendorf nur noch ganz kurze Zeit dauern werde und daß er nur noch auf den Wunsch des kranken Herrn Wülfing bleibe, der es fast wie eine Beleidigung ansah, daß der Gast vor seiner Genesung sein Haus verlassen wolle.

Für einen Sohn, dem der Vater von der frühesten Jugend an nicht nur Vater, sondern der innigste, ja fast einzige Freund gewesen, war es jetzt ein ganz unbegreifliches und unbeschreiblich qualvolles Gefühl, sich uneins zu wissen mit demjenigen Menschen, welcher nicht nur der Urheber seiner Tage, sondern auch sein Vorbild in Allem war, was edle Gesinnungen anbetrifft. In jeder Viertelstunde legte sich Berthold die Frage vor, ob es nicht seine Pflicht sei, um dieses Vaters willen auf Marianne zu verzichten. Aber wenn er auch endlich zu dem Entschluß kam, daß er selbst entsagen könne, so mahnten ihn doch Herz und Verstand immer wieder daran, daß er nicht entsagen dürfe. Er hatte zu Marianne gesprochen; seine Worte hatten das Gefühl, das in ihrem Herzen bis dahin nur geschlummert, zur hellen Flamme angefacht — sie betrachtete sich jetzt als die Seine. Er durfte sie nicht aufgeben, und er wollte es auch nicht. Das reine, starke Gefühl einer edlen Liebe ist mächtiger, als alle Ueberredung des Verstandes. Er konnte nicht von Marianne lassen, das sah er ein und fühlte er. Aber

um so größer war sein Schmerz, daß sein trauriges Geschick ihm eine Quelle des Unglücks aus demjenigen Gefühle geschaffen, das er sich stets als eine Quelle der reinsten Seligkeit gedacht hatte. Die Liebe Mariannens zu gewinnen und zugleich die Liebe des Vaters zu verlieren — war das noch Glück zu nennen?

Sein Entschluß stand endlich fest. Verließ sein Vater Neuendorf, so mußte er ihn begleiten. Aber dann wollte er an Marianne schreiben und ihr Alles mittheilen, was ihn beunruhigte; er wollte ihr sagen, daß er sich in das Geschick fügen werde, bis der Himmel heiterer geworden. Einmal mußte er doch erfahren, was vor vielen, vielen Jahren vorgegangen. Und er konnte sich nicht denken, daß der alte Herr von Erneckow diesen schrankenlosen Haß seines Vaters verdiene. Tag und Nacht dachte er daran, ob er nicht vielleicht den alten Herrn auf dem Dünenschloß aufsuchen und ihn um eine Erklärung bitten solle. Aber er gab diesen Gedanken immer wieder auf. Vor allen anderen Menschen verdiente der Vater sein Vertrauen. Erst wenn dieser es ihm beharrlich verweigerte, durften ihn seine Verpflichtungen gegen Marianne veranlassen, anderswo Rath zu suchen.

Der Vater hatte erklärt, daß er in den ersten Tagen des November Neuendorf und das Haus Wülfing's verlassen müsse. Es war der letzte Montag im Oktober. Vater und Sohn saßen am Spätnachmittag beim Schachspiel, das der Vater jeder andern Zerstreuung vorzog. Draußen strich der Herbstwind in langen sausenden Stößen durch die Niederung und über die Berge. Große, zerrissene Wolkenmassen zogen schnell am Himmel hin und durch sie hindurch brach zuweilen das Licht des fast vollen Mondes.

Der alte Herr Landry war gerade in tiefem Sinnen über einem gewagten Zug, und Berthold überlegte — ach,

zum wievielten Male! — den Brief, den er an Marianne senden, oder die Worte, die er bei einem Abschiedsbesuch sprechen wolle, als es an die Thür klopfte. Berthold rief „Herein!" Der alte Herr sah nicht auf.

Auch Berthold erkannte den Eintretenden nicht sogleich, da das Licht der Lampe durch einen Schirm gedämpft wurde; er sah nur, daß der Mann im langen Rock und mit dem Hut in der Hand eine fremde Erscheinung sei. Er stand deshalb auf und ging ihm entgegen.

„Verzeihen die Herren," sagte Wilhelm, „ich habe eine Meldung von Herrn von Erneckow auszurichten."

Mr. Landry erhob unwillkürlich den Kopf. Berthold stand einen Augenblick sprachlos vor Ueberraschung. Denn noch in der letzten Minute hatte er an Wilhelm gedacht und ob er nicht dennoch gut thun würde, sich dem alten Diener der einen durchaus günstigen Eindruck auf ihn gemacht, zu vertrauen.

Mr. Landry nahm den Schirm von der Lampe. Weder ihm noch Berthold konnte entgehen, daß die Miene des alten Dieners erregt und feierlich war.

„Was haben Sie zu melden?" fragte Mr. Landry, seine Augen fest auf den Diener richtend.

„Daß mein Herr sich in großer Unruhe und Aufregung befindet," antwortete Wilhelm, „und daß er die Herren bitten läßt, sogleich mit mir nach dem Dünenschloß zu kommen. Der Wagen hält im Hofe."

„Ich verstehe das nicht," antwortete Mr. Landry nach einer kurzen Pause, während deren Berthold sein Herz klopfen hörte. „Wir sollen hinüberkommen — —"

„Herr von Heilsdorf," unterbrach ihn Wilhelm mit tiefer, fast zitternder Stimme, „die Stunde ist erschienen, in welcher es klar werden soll zwischen Ihnen und meinem

Herrn. Er leidet viel. Haben Sie Erbarmen mit ihm und Sie werden erfahren, daß doch nicht Alles so gewesen, wie Sie vielleicht denken. Herr von Erneckow ist entschlossen, Ihnen jede Genugthuung zu geben. Kommen Sie mit mir. Ich habe die freudige Hoffnung, daß Alles gut werden wird, denn mein Herr bereut wahr und aufrichtig. Kommen Sie, wenn nicht um seinetwillen, dann um meinetwillen, denn ich war es, der Sie rettete!"

Mr. Landry war aufgestanden. Nie hatte Berthold, der seine Blicke in rathloser Ueberraschung und Verwirrung auf den Vater gerichtet hielt, einen solchen Ausdruck auf dem Gesicht desselben gesehen. Der alte Herr hatte die geballte Hand auf den Tisch gestützt, seine Lippen waren fest zusammengepreßt, die Stirn in tiefe Falten gezogen, die Augen starr in das Leere gerichtet.

„Ich komme nicht!" rief er plötzlich.

„Dann kommt mein Herr mit seiner Frau und seiner Nichte zu Ihnen", sagte Wilhelm. „Wollen Sie den Reuigen zurückweisen?"

„Was geht mich der Mann an, dessen maßloser, wahnsinniger Hochmuth . . ."

Er hielt inne, als wolle er nicht zu viel sagen.

„Hören Sie ihn an", sagte Wilhelm. „Vielleicht lag doch ein anderer Grund vor, als Sie jetzt glauben. Auch ich wußte damals die Wahrheit nicht. Kommen Sie um meinetwillen, und es wird Alles gut werden. Ein Anderer, Dritter — ein Herr von Bittensee scheint die Wahrheit erfahren zu haben und will meinen Herrn anklagen. Der Herr ist entschlossen, Alles über sich ergehen zu lassen. Aber er will sich vorher mit Ihnen aussprechen."

„Ah — er ahnt Gefahr!" rief Landry mit einem kurzen Lachen. „Und er will, daß ich schweige!"

„Nein, so wahr ein Gott im Himmel lebt, noch ehe dieser Bittensee heut Nachmittag mit ihm gesprochen, sagte mir mein Herr, daß ich Sie aufsuchen und Ihnen die Wahrheit mittheilen sollte. Denn er bereut von ganzem Herzen. Bedenken Sie, es hängt von Ihrer Antwort die Ruhe eines Mannes ab, der nur eine einzige schlechte That verübt und viel Gutes gethan hat. Er ist Ihr Retter. Und nicht ihn allein machen Sie unglücklich . . .“

„Vater!“ sagte Berthold ganz leise, als Wilhelm inne hielt. „Vater, laß uns hinüber. Er ist Deinetwegen hinausgefahren in die See. Höre ihn an — und laß auch mich endlich hören!“

„Nun denn, so sei es!“ rief Landry mit entschlossener, fast heftiger Stimme. „Ich will Niemand ungehört verdammen. Aber, Berthold, knüpfe keine Hoffnungen an meine Nachgiebigkeit. Um Deinetwillen fahre ich hinüber. Du wirst anders zurückkehren, als Du gegangen. Ich weise alle Folgen dieser Unterredung von mir zurück. — Laß mir meinen Mantel und Hut bringen!“ fügte er ruhiger hinzu.

Wenige Minuten darauf saßen Vater und Sohn im Wagen.

Wilhelm hatte es abgelehnt, in den Wagen zu steigen und sich zum Kutscher gesetzt. Nicht ein einziges Wort sprach Landry zu seinem Sohne während der Fahrt, die doch fast eine Stunde dauerte. Berthold war wie im Traume oder im Rausche. Er stand vor einer Entscheidung, einem Abgrund. Unergründlich lag die allernächste Zukunft vor ihm. Räthselhafte, geheimnißvolle Mächte, von deren Dasein er noch vor wenigen Wochen nichts geahnt, hatten eingegriffen in sein Geschick und dem Vater ähnlich, der willenlos auf dem Wrack durch das Meer getrieben, mußte er in erzwungener Ohnmacht abwarten, wohin sein Geschick ihn werfen

werde. Wunderbar stimmten zu seinen Gedanken die Wolken, die sich bald vor den Mond lagerten, so daß tiefe Nacht die Erde umhüllte, bald ihn in seltsamen Farben umspielten, so daß sein Licht blendend und doch in eigenthümlicher geheimnißvoller Unsicherheit auf Berg und Thal fiel. Der Wind war so heftig geworden, daß er zuweilen den Wagen umzustürzen drohte.

Als sie vor dem Dünenschloß anlangten, fanden sie die Freitreppe durch eine große Laterne erhellt und in der Thür erschien die hagere Gestalt des Schloßherrn im langen schwarzen Hausrock. Sein graues Haar wehte im Winde und der Ausdruck seines bleichen Gesichts war ungemein ernst und gemessen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, meine Herren", sagte er, ohne einem von ihnen die Hand zu reichen. „Wollen Sie sich zuerst auf das Fremdenzimmer begeben, oder wollen Sie sogleich in den Saal treten?"

„Ich bin durchaus nicht ermüdet", antwortete Mr. Landry. „Wir stehen sofort zu Ihrer Verfügung."

Wilhelm nahm im Vorsaal den Herren ihre Hüte und Mäntel ab, und von dem Schloßherrn geleitet, traten sie in den Saal, das größte Zimmer des Hauses. Der Kronleuchter brannte und auf dem Tische standen einige Karaffen mit Wein und Wasser, um den Tisch herum sechs Sessel.

„Wilhelm," sagte Herr von Erneckow in der Thür zu dem etwas zurückgebliebenen Diener, „sage meiner Frau und Marianne, daß ich sie bitten lasse, zu kommen. Und dann bleibst Du bei uns!"

Zwar immer noch sehr ernst, aber doch mit der Unbefangenheit eines Mannes von Welt, fragte der Schloßherr, ob die Herren ein Glas Wein zu sich nehmen wollten. Das Abendbrod sei zu einer späteren Stunde angerichtet; es stehe

den Herren ganz frei, ob sie dasselbe annehmen wollten, oder nicht; natürlich wünsche er das Erstere, so wie, daß sie für die Nacht seine Gäste seien. Mr. Landry mischte sich ein Glas Wein mit Wasser und trank davon.

Jetzt erschienen die Damen. Frau von Erneckow, deren Züge trotz aller Strenge die innere Erregung nicht zu verbergen vermochten, erwiderte die kalte, aber tiefe Verbeugung Mr. Landry's eben so kalt und höflich. Die jungen Leute wechselten einen langen und ausdrucksvollen Blick. Sie waren Beide sehr blaß.

Herr von Erneckow bat Mr. Landry und Berthold rechts neben ihm Platz zu nehmen; die Hausfrau und Marianne setzten sich ihm zur Linken. Durch eine Handbewegung aufgefordert nahm Wilhelm den letzten leeren Platz, seinem Herrn gegenüber, ein. Herr von Erneckow setzte sich zuletzt.

„Ich danke Ihnen nochmals, meine Herren," sagte er, „daß Sie meinen Wunsch erfüllt haben und gekommen sind. Ich habe Ihnen und meiner Familie — zu der ich Wilhelm ebenfalls rechne — Mittheilung von einem Erlebniß zu machen, das sich am 16. Oktober des Jahres 1831 ereignet hat. Ich werde in Allem die Wahrheit sprechen, als ob ich vor dem Throne Gottes stände."

Nach den letzten, mit erhobener Stimme gesprochenen Worten machte er eine kurze Pause. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet; nur der alte Herr Landry sah vor sich nieder. Draußen hörte man den Sturm brausen und das Meer auf den Strand rollen.

„Mein Vater war der Besitzer von Wildenthal," fuhr Herr von Erneckow fort. „Er verheirathete sich während der Zeit der französischen Fremdherrschaft mit Mathilde von Heilsdorf und aus dieser Ehe wurden ihm geboren meine älteren Brüder Martin und Friedrich und ich, der jüngste.

Mein Vater starb im Jahre 1829. Die Mutter verwaltete das Gut unter dem Beistand eines vom Gericht bestellten Vormundes. Als das geschah, was ich erzählen werde, war ich neunzehn Jahr alt.

„Wir Alle liebten unsere Mutter zärtlich. Noch heut steht ihr Bild vor mir als das der sanftesten, freundlichsten Frau, die ich je gekannt. Sie war stets still, auch kränklich; mein Vater behandelte sie mit der zartesten Schonung, obwohl er sonst ein strenger, fast rauher Mann war. Er trug sie, um einen bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, auf Händen.

„Es war eines Abends, im Anfang des Oktober, als unser ältester Bruder Martin, der in der Zeit vorher eigenthümlich unwirsch und verdrossen gewesen, Friedrich und mich auf sein Zimmer beschied. Dort sagte er uns, daß er sein Herz erleichtern müsse. Es drücke ihn seit einiger Zeit eine schwere Last. Nun aber habe er die Wahrheit erfahren und er wolle sie uns mittheilen. Eines Abends, noch nach zehn Uhr — zu welcher Stunde bei uns Jeder zu Bett ging — habe er das Schloß verlassen und zufällig bemerkt, daß im Zimmer unserer Mutter noch Licht sei und daß sich hinter den herabgelassenen Vorhängen nicht nur die Gestalt einer Frau, sondern auch die eines Mannes bewege. Das sei ihm aufgefallen, namentlich als er bemerkt, daß die beiden Gestalten sich umarmten. Er habe gewartet, ob Jemand das Zimmer der Mutter verlassen werde; dies sei aber nicht der Fall gewesen, wenigstens nicht auf dem gewöhnlichen Wege über die Haupttreppe. Er habe nur gehört und gesehen, daß die kleine Seitenthür nach dem Garten zu sich geöffnet und daß Jemand schnell im Schatten der Bäume verschwunden. Darauf habe er an den folgenden Abenden aufgepaßt und entdeckt, daß noch gegen zehn Uhr ein Mann durch die

Seitenpforte, die nach dem üblichen Verschluß aller Thüren wieder geöffnet sein mußte, das Haus und dann das Zimmer der Mutter betreten. Nach einer Stunde ungefähr habe der Unbekannte auf demselben Wege das Schloß verlassen. Dieses Mal sei er ihm gefolgt bis nach Liegenfeld — einem Gute ungefähr eine Stunde von Wildenthal — wo der Unbekannte, der ihm jung und stattlich erschienen, in das Amtsgebäude eingetreten. Das habe sich mehrmals wiederholt und er wisse nun auch, wer der Unbekannte sei; wir hätten ihn wohl zuweilen gesehen, es sei der junge Weltheim, der bei dem Amtmann in Liegenfeld die Landwirthschaft erlerne und über dessen Herkunft man im Unklaren sei. Aus alledem gehe hervor, daß unsere Mutter, durch eine verspätete Leidenschaft verblendet, ein unerlaubtes Verhältniß mit dem jungen Weltheim angeknüpft habe."

Bei den letzteren Worten erhob der alte Landry plötzlich den Kopf und blickte den Schloßherrn scharf und fast verächtlich an. Dieser ertrug ruhig den Blick, und von jetzt an sprach er fast nur noch zu Mr. Landry, der ihm unverwandt in's Auge schaute.

„Diese Mittheilung erfüllte uns mit Entsetzen," fuhr Herr von Erneckow fort. „Unsere geliebte Mutter sollte sich einer solchen Verletzung unserer Ehre, eines solchen Verraths an dem Andenken unseres Vaters schuldig machen — das schien uns kaum glaublich. Martin führte uns an den nächsten Abenden in den Garten; wir sahen nun mit eigenen Augen den Fremden eintreten, wir sahen die Umarmungen, wir konnten nicht zweifeln. Einige Tage lang waren wir wie betäubt und unter den verschiedensten Vorwänden vermieden wir es, unsere Mutter zu sehen. Trafen wir dennoch mit ihr zusammen, so fanden wir sie traurig, mit vom Weinen gerötheten Augen, auch sie schien unsere Nähe zu ver-

meiden. Es unterlag für uns keinem Zweifel, daß sie sich einer unwürdigen Leidenschaft hingegeben habe, daß sie darüber traure, ihren Geliebten nicht öffentlich sehen zu können, und daß wir ihrem Herzen entfremdet seien.

„Die Erneckows sind stets ein harter Schlag Menschen gewesen und vor Allem hielten wir auf unsere Ehre. Die Geschichte unseres Geschlechts hat manche blutige That aufzuweisen, die nur gethan worden, um die Ehre unseres Namens unbefleckt zu erhalten. So reifte denn auch in den Gesprächen, die wir allabendlich über diesen unheilvollen Gegenstand führten, bald ein Entschluß, der unseres Geschlechts würdig war. Der Mann, welcher die Ehre der Erneckows verletzte, der ein Geheimniß in seiner Hand hielt, das wenn es ruchbar wurde, unseren Namen schändete — dieser Mann mußte verschwinden. Martin, der härteste von uns Allen, sprach zuerst das Wort Tod aus. In feierlicher Sitzung, um Mitternacht, in Gegenwart der Bilder unserer Ahnen, faßten wir den Entschluß, die Ehre unseres Namens durch den Tod eines Mannes zu retten, der uns fremd war. Er sollte verschwinden ohne eine Spur zurückzulassen. — Erschrick nicht, Marianne," — wandte er sich zu dem jungen Mädchen, das erbleichend den Kopf sinken ließ. „Gott hat es anders gewollt, als wir beabsichtigten. Ich schicke dies voraus, um Dich zu beruhigen."

Auch die Hausfrau war sehr bleich geworden und blickte abwechselnd auf ihren Gatten und auf Mr. Landry. Dieser hielt den Blick fortdauernd auf den Schloßherrn gerichtet.

„Nur Einem theilten wir unser Geheimniß mit," fuhr Herr von Erneckow fort. „Wir mußten ihn hineinziehen, denn er hatte selbst diese nächtlichen Besuche entdeckt. Es war Wilhelm, der mir gegenüber sitzt und der von Kindheit auf in unserm Hause lebte. Er mußte uns schwören, daß

er das Geheimniß bewahren wolle. Und nun beriethen wir den Plan, dessen Ausführung nur allzu leicht war. An jedem Abend begaben wir uns auf unsern Wachtposten. Aber einige Tage lang kam Weltheim nicht. Am sechszehnten October aber sahen wir ihn wieder in das Haus treten.

„Sein Aufenthalt bei unserer Mutter währte an diesem Abend länger als gewöhnlich. Nie werde ich vergessen, was ich empfand, als ich deutlich sah, wie sich die beiden Gestalten, deren Schatten in einanderflossen, mehrmals Minuten lang umarmt hielten. Ich dachte nur an meinen Vater, an unsere Ehre, und verabscheute meine Mutter und das ganze weibliche Geschlecht. Endlich hörten wir leichte Schritte die Treppe herabkommen. Wir standen bereit. Wilhelm sollte die Laterne öffnen, die er trug, wir Anderen hielten unsere Waffen bereit. Ich, damals ganz erfüllt von Erinnerungen an das Mittelalter und die glorreiche Zeit unserer Ahnen, hatte aus unserer Rüstkammer ein alten Streitkolben genommen, mit dem schon einmal einer unserer Vorfahren einen gewaltigen und entscheidenden, Tod bringenden Streich geführt haben sollte.

„Wir standen innerhalb des Hauses an der Thür. Als wir hörten, daß er nahe genug sei, gab mein Bruder Martin das Zeichen und Wilhelm öffnete die Laterne. Wir sahen einen hohen schlanken jungen Mann vor uns, das Gesicht voller Staunen und Bestürzung über die unerwartete Blendung. — Du sollst unsere Ehre nicht länger schänden! rief Martin und stieß ihm einen Dolch in die Brust. Der Fremde streckte die Arme vor sich hin, als wolle er uns abwehren — vor Schrecken kam kein Laut über seine Lippen. Jetzt schlug auch ich nach ihm — mein Streitkolben traf ihn auf der Stirn. Er stürzte nieder."

Herr von Erneckow schwieg und führte ein Glas mit

Wasser an den Mund, um seine trockenen Lippen zu netzen. Frau von Erneckow hatte den Blick auf die Narbe gerichtet, die jetzt auf Landry's blasser Stirn plötzlich heller hervorzutreten schien. Bertholb sah vor sich nieder. Seine Lippen waren leicht geöffnet, er athmete kurz und schwer. Was sollte er noch mehr erfahren — was sollte diese entsetzliche That entschuldigen? Er wagte nicht, auf Marianne zu blicken, die ihre Hände wie im Krampf über der Brust geschlossen hatte.

„Wir beugten uns über ihn", fuhr Herr von Erneckow fort. „Er war todt. Wenigstens zweifelten wir nicht daran und haben es nie anders gewußt. Ich bin ja der Einzige, dem Gottes Gnade die Entdeckung der Wahrheit vorbehalten hat.

„Unsere Aufgabe war beendet. Wilhelm hatte den Auftrag erhalten, den Leichnam in eine unergründliche Höhle zu werfen, die sich hinter dem Park des Schlosses befand und von der man nicht wußte, ob sie die Natur gebildet habe, oder ob sie früher als eine Art Verließ oder Brunnen in den Felsen gehauen sei. Es war ein abgelegener Ort, dem selten Jemand zu nahe kam und in den Niemand hineinzusteigen gewagt hätte, da früher einmal einige Bauern bei einem solchen Versuch ums Leben gekommen. Wir kehrten durch die Hauptthür in das Schloß zurück, und verbrachten die Nacht bei einander.

„Von jenem Augenblick an hat es selten eine Stunde gegeben, in der ich nicht die Stirn jenes jungen Mannes, in welche die Zacken meines Streitkolbens hineinschlugen, vor mir sah. Noch heut sehe ich sie und darunter die weitgeöffneten hellblauen Augen, mit ihrem unbeschreiblichen Ausdruck von Entsetzen, Zorn und Verachtung. Und doch war ich damals stolz auf meine That und ich verhöhnte in meinem

Innern die erbärmliche Zeit, die solche Thaten im Dunkel der Nacht verbergen mußte, anstatt sie hell vor aller Welt leuchten zu lassen.

„In den nächsten Tagen sahen wir unsere Mutter nicht. Es hieß, sie sei krank und müsse das Zimmer hüten. Uns war das ganz recht. Wir fragten Wilhelm, ob er die Leiche in jene Grube geworfen. Er bejahte es und damit war für uns Alles vorbei. Als wir unsere Mutter wiedersahen, fanden wir sie noch stiller, wortkarger als sonst, auch traurig, in sich gekehrt. Aber es wunderte uns, daß sie keine Unruhe darüber an den Tag legte, daß ihr Geliebter nicht wiederkehre.

„Wir beobachteten sie sehr genau und fanden, daß sie auch nicht das Geringste that, um zu erfahren, weshalb der junge Weltheim nicht wieder komme. Ebenso fiel es uns auf, daß man keine Nachforschungen anstellte. Martin ritt nach Liegenfeld hinüber. Da hörte er denn, daß der junge Weltheim das Gut am Nachmittage desselben Tages für immer verlassen habe; man wußte nicht recht, wohin er sich habe begeben wollen, wunderte sich also auch nicht darüber, daß man nichts mehr von ihm hörte. Wir erriethen, daß jener Besuch ein Abschiedsbesuch gewesen. Uns war das gleich. Der Mund, der die Ehre der Erneckows jemals hätte beschimpfen können, war für immer verschlossen, und wir konnten uns Glück dazu wünschen, daß die Umstände uns begünstigt hatten. In jenen Tagen wurde auch mein ältester Bruder großjährig und übernahm das Gut. Friedrich trat in das Heer. Ich selbst wurde zu einem Verwandten geschickt, um dort die Wirthschaft zu erlernen. So war, nach unserer Ansicht, Alles vorüber und jene Nacht lag in ewiger Dunkelheit begraben.

„Drei Jahre später waren wir Brüder wieder in Wilden-

thal vereint. Die Mutter hatte uns beide Jüngeren benachrichtigen lassen, daß sie uns zu sehen wünsche, denn sie fühle ihre Tage zu Ende gehen. Sie berief uns Drei eines Nachmittags zu sich, sagte uns, wir möchten uns auf ihr Ende vorbereiten, überreichte uns einige Andenken und theilte uns schließlich mit, daß sie ein Geheimniß zu offenbaren habe.

„Folgendes war der Inhalt dessen, was sie uns nach und nach mittheilte.

„Noch als ganz junges Mädchen bei ihren Eltern in dem benachbarten kleinen Staate lebend, hatte sie die Aufmerksamkeit des zweiten Prinzen auf sich gezogen, dessen Huldigungen auch auf ihr Herz einen tiefen Eindruck machten. Mein Vater war ein Freund jenes Prinzen und verehrte Fräulein Mathilde von Heilsdorf ebenso aufrichtig, wie der Prinz, wagte aber nicht, mit seiner Neigung hervorzutreten. Denn er war dem Prinzen mit aufrichtiger Treue ergeben und wußte bereits, daß derselbe entschlossen sei, das Fräulein zu heirathen, sobald er die Hindernisse überwunden habe, die einer solchen Verbindung im Wege standen. Diese waren freilich ernst genug, denn der Erbprinz kränkelte, hatte keine Kinder, und allem Anscheine nach ging also in nicht allzuferner Zeit die Regierung auf den zweiten Prinzen Otto über, und er mußte deshalb eine ebenbürtige Verbindung schließen, oder allen seinen Erbrechten entsagen. Der Prinz war zu dem Letztern entschlossen — ihm lag nur daran, der glückliche Gatte Mathildens zu werden. Während in aller Stille das Entsagungs-Dokument ausgearbeitet wurde, betrieb Prinz Otto eben so heimlich seine Heirath und wurde rechtskräftig in einer kleinen Dorfkirche mit Fräulein von Heilsdorf getraut. Kaum war dies geschehen, so erkrankte der Erbprinz heftig, und das ganze kleine Land gerieth in Aufruhr, als man hörte, Prinz Otto wolle die

Erbfolge nicht antreten. Das Ländchen fiel dann an eine andere Linie, die durchaus nicht beliebt war. Die Gründe, aus denen der junge stattliche Prinz eine Krone ablehnte, kannte natürlich außer den Eingeweihten Niemand; sie mußten aber schließlich dem regierenden Fürsten mitgetheilt werden. Dieser, ein alter feiner und gewandter Herr, begab sich selbst zu seiner Schwiegertochter und beschwor sie im Namen des Vaterlandes, der Verbindung mit dem Prinzen Otto zu entsagen und durch ihr Opfer das Glück eines ganzen Landes sicher zu stellen. Prinz Otto wollte nichts von einer Trennung wissen; erst als seine junge Gattin ihm erklärte, daß sie ihrerseits das Opfer bringen könne, wenn es nothwendig sei, begann auch der Prinz, der inzwischen von den verschiedensten Seiten bedrängt worden war, schwankend zu werden. Sobald die Diplomaten dies bemerkten, benutzten sie den Vortheil und wußten den Prinzen zu bewegen, an den Hof zu kommen, den er seit langer Zeit nicht besucht. Dort erhielt er eine Einladung an den benachbarten Königshof, die er nicht abschlagen konnte. Er reiste nach der großen Residenz und erfuhr dort, daß man ihm mit Vergnügen die Hand der zweiten Prinzessin gewähren werde, wenn er um dieselbe bitte. Genug, er war auf eine Bahn gedrängt, die er jetzt kaum noch verlassen konnte. Ein einziges Wort seiner jungen Gemahlin hätte ihn freilich zurückgerufen; aber diese sprach es nicht aus. Selbst die Pfaffen hatten sich eingemischt und ihr gesagt, daß sie sich Ruhm und Ehre in diesem und in jenem Leben erringen werde, wenn sie dem Prinzen entsage. Und so wurde denn die Verbindung getrennt, in eben so großer Heimlichkeit, wie sie geschlossen worden. Es sollte nie von dieser Ehe gesprochen werden, denn die Prinzessin, die man dem Prinzen Otto zugedacht, war eine sehr eigene, prüde Dame, die sich vielleicht

geweigert hätte, wenn sie erfahren, ihr Zukünftiger habe bereits einen Ehebund geschlossen. Und erst als die Trennung eben so rechtskräftig war, wie es die Verbindung gewesen, erfuhr der Prinz, daß seine Frau, die jetzt wieder den Namen Heilsdorf angenommen hatte, Mutter werden solle.

„Nun gab es allerdings noch einen harten Kampf. Der Prinz war wie rasend, wollte alle Pläne zerstören, fragte, was nun aus dem Kinde werden solle. Aber auch dafür wußten die Diplomaten und Geistlichen Rath. Es war ein Sohn. Er erhielt den Namen Victor von Heilsdorf und es ward ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen ausgesetzt. Der plötzliche Tod des Erbprinzen, der bald darauf folgende Tod des Fürsten, die Feierlichkeit der Thronbesteigung zogen den Prinzen von der Erinnerung an Mathilde ab. Er konnte die Verbindung jetzt nicht mehr erneuern, ohne der Krone zu entsagen, auch war der Tag des Verlöbnisses mit der fremden Prinzeß bereits festgesetzt, genug, Mathilde von Heilsdorf war eine geschiedene Frau und Mutter, galt aber in Aller Augen noch für ein Fräulein.

„Mein Vater, der wie erwähnt, ein treuer Freund des Prinzen war, hatte in den so eben erzählten Angelegenheiten die Rolle eines Vermittlers gespielt und bot nun der jungen geschiedenen Frau seine Hand an. Da er die ganzen Verhältnisse genau kannte, so wußte er, daß keine Seele reiner war, als diejenige der jungen Dame. Sie hatte ein großes Leid muthig ertragen, ein sehr schweres Opfer gebracht. Mein Vater liebte sie nicht weniger, als vorher. Anfangs lehnte Mathilde seine Bewerbung ab. Nach Jahresfrist willigte sie ein und wurde Frau von Erneckow. Ihr Sohn ward unter dem Namen Weltheim erzogen. Es sollte ihm bei dem Eintritt in das zwanzigste Jahr freigestellt werden, ob

er diesen Namen weiter führen, oder den Namen Heilsdorf annehmen wolle. Da das Letztere Aufsehen erregt hätte, so entschied er sich für die Beibehaltung des Namens Weltheim. Er sah nur seine Mutter, nie — wenigstens nicht im Vertrauen — seinen Vater, den regierenden Fürsten. Um in der Nähe seiner Mutter zu sein, erlernte er in Liegenfeld die Wirthschaft. Dennoch schien ein dunkles Gerücht von jener ersten Verbindung in das Publikum gedrungen zu sein; die Fürstin, die eine sehr strenge, glaubenseifrige Frau geworden war, ließ nachforschen. Man befürchtete, der junge Weltheim könne möglicher Weise etwas von seiner Herkunft verrathen und bewog ihn, reich mit Geld ausgestattet, nach Amerika zu gehen. Die Reiselust und der abenteuerliche Sinn des jungen Mannes unterstützten diesen Plan. Meine Mutter gab schwer ihre Einwilligung, aber zuletzt mußte sie sich auch in diese Trennung fügen.

„Diesen Sohn ihrer ersten Ehe empfahl sie uns nun vor ihrem Ende. Sie erzählte uns mit tiefer Wehmuth, daß sie seit der Nacht, in welcher er von ihr Abschied genommen, nichts mehr von ihm gehört habe und daß sie befürchte, es sei ihm in der Ferne ein Unglück zugestoßen. Wir möchten doch alle Mittel aufbieten, um zu erfahren, wo jener Victor Weltheim oder von Heilsdorf geblieben sei und falls er nach Deutschland zurückkehre, oder wir ihn irgendwo anträfen, sollten wir ihn als ihren Sohn lieben und ihm jede Unterstützung angedeihen lassen.

„Als sie uns dies mit schwerer Stimme erzählt hatte und wir drei Brüder, plötzlich von demselben Gefühl ergriffen, auf unsere Kniee sanken und unsere Gesichter in den Händen verbargen, mochte sie annehmen, daß ihr Zustand diese Gemüthsbewegung in uns hervorgerufen habe. Sie segnete uns — uns, die Mörder ihres Kindes! — und da

sie eine Ohnmacht anwandelte, so mußten wir ihre Dienerin rufen und sie verlassen.

„Ich werde niemals den Versuch machen, den Zustand zu beschreiben, in welchem wir uns befanden. Wir wagten nicht einander anzublicken. Wir wußten nun, daß wir nicht unsere Ehre gerettet hatten — unsere theure Mutter hätten wir nie im Verdacht haben sollen! — sondern daß wir Mörder seien, und zwar die Mörder eines Menschen, der mit uns unter demselben Herzen geruht — unseres Bruders!

„Die Mutter starb in derselben Nacht. So konnten wir die Vorwürfe unseres Gewissens unter dem Schmerze um die geliebte Mutter verbergen — wenigstens vor den Augen der Welt. Wilhelm theilten wir die Wahrheit mit, er sollte nichts Böses von unserer Mutter denken. Auch überlegten wir, ob wir unserem erschlagenen Bruder nicht unter irgend einer Form ein christliches Begräbniß gewähren könnten. Aber wir mußten diesen Gedanken aufgeben, da es sich als unmöglich erwies, in die Höhle hinabzusteigen, und da wir die Oeffentlichkeit zu scheuen hatten.“

Die Stimme des alten Herrn war während des letzten Theils seiner Erzählung bebend und unsicher geworden. Das Folgende sprach er nur noch mit Anstrengung.

„Mein ältester Bruder, der Besitzer des Gutes, kam auf der Jagd durch einen Unglücksfall ums Leben. Er erschoß sich mit seinem eigenen Gewehr. Wenn man behauptete — wie es geschehen — daß er Hand an sich selbst gelegt, so würde ich es nicht für unmöglich halten, denn er war in der letzten Zeit menschenscheu und tiefsinnig geworden. Mein zweiter Bruder Friedrich, an den nun das Gut fiel, suchte die Erinnerungen jener Nacht durch Zechen zu betäuben. In der Trunkenheit mochte er von jenem Ereigniß gesprochen haben, wenigstens hörte ich, daß Gerüchte umliefen, es sei

in unserem Hause etwas Grauenhaftes vorgefallen. In ruhigen klaren Stunden sah er selbst ein, wie gefährlich seine Enthüllungen für uns werden könnten. Er überließ mir die Verwaltung des Gutes und ging nach Spanien, wo er für Don Carlos kämpfte und starb. Nun war ich Herr des Gutes und verkaufte es, da es mir nicht möglich war, länger an einem Orte zu weilen, der so entsetzliche Erinnerungen für mich barg. Ich zog hierher. Jetzt weißt Du, Sophie, daß es nicht Laune von mir gewesen, wenn ich mir die Aufgabe stellte, bedrohte Menschenleben zu erhalten; ich wollte gut zu machen suchen, was ich verbrochen. Ich habe wahrhaft bereut — dieses Zeugniß kann ich mir selbst geben und aus tiefstem Herzen preise ich die Gnade Gottes, der mir am Abend meiner Tage noch die Gewißheit gegeben hat, daß die böse That nicht gelungen, sondern daß derjenige lebt, den ich für todt hielt."

Er mußte aufhören zu sprechen, die Stimme versagte ihm.

Längst war auch die Strenge und Härte der Frau von Erneckow gebrochen. Sie hatte den Kopf in die beiden Hände gestützt und weinte still. Marianne ließ ihren Thränen freien Lauf. Berthold aber, dem nun der wichtigste Theil des Geheimnisses erschlossen war, schien leichter zu athmen. Die Ahnung stieg in ihm auf, daß aus einer so tiefen und wahren Reue die Versöhnung hervorgehen müsse.

Mr. Landry hatte während der letzten Zeit still vor sich nieder geblickt, auch seine Züge waren weicher geworden.

„Darf ich einige Worte sprechen, Herr von Erneckow?" fragte jetzt Wilhelm leise.

Der Schloßherr antwortete ihm nur durch ein bejahendes Zeichen.

„So will ich denn jetzt mein Schweigen brechen und bekennen, daß ich es gewesen, der den schwer Verwundeten

rettete", sagte Wilhelm. „Als ich den Körper des Erschlagenen forttrug, gewahrte ich, daß noch Leben in ihm sei. Wie es einem treuen Diener ziemt, bedacht auf die Ehre des Hauses, dem ich angehörte, hatte ich mich in jugendlicher Ergebenheit ganz auf die Seite meiner Herren gestellt und in jener That nichts Tadelnswerthes gefunden. Dennoch, das kann ich jetzt offen sagen, hatte mich die That selbst tief erschüttert, und ich hielt es für eine Fügung Gottes, daß der junge Mann noch lebe. Ich verbarg den Körper im Garten, kehrte zurück, um die Blutspuren zu vertilgen, und fuhr dann den Verwundeten nach dem Hause des Försters, meines Verwandten. Dem sagte ich soviel, als ihm zu wissen nöthig war, und der Förster, der lange Zeit Soldat gewesen und mit Wunden umzugehen wußte, rettete den sonst wohl Verlorenen. Um mich selbst aber sicher zu stellen — denn Herr Martin von Erneckow hatte ein hartes Gemüth und verzieh es nicht, wenn man ihm nicht gehorchte — besuchte ich meinen Verwandten nur heimlich und überredete ihn, dem Verwundeten mitzutheilen, daß er ihn irgendwo gefunden und mit sich genommen habe. So kam es, daß ich Herrn von Heilsdorf nicht wiedersah. Als ich später erfuhr, daß der junge Mann der Sohn der gnädigen Frau gewesen, schlug mir freilich das Herz vor Freuden hoch, wenn ich bedachte, daß ich ihn gerettet. Aber ich wagte nichts zu sagen, denn ich fürchtete Herrn Martin, der in mir viel mehr den ungetreuen Diener, als den Retter seines Halbbruders gesehen hätte. Später habe ich oft zu Ihnen sprechen wollen, gnädiger Herr. Ich wartete immer auf eine Gelegenheit; ich meinte, Herr von Heilsdorf werde zurückkehren oder von sich hören lassen, und dann wollte ich die Wahrheit sagen. Aber das geschah nicht und so hielt ich Herrn von Heilsdorf für todt und bedachte, daß meine Mittheilung, wenn ich sie nicht

beweisen könne — denn der Förster war gestorben — von Ihnen für eine Erfindung gehalten werden müsse, nur dazu ersonnen, Ihr Herz zu erleichtern. Sie hätten mir doch nicht geglaubt. Nun, der Herr sei gelobt! Ich habe die größte Freude erlebt, die mir beschieden werden konnte; denn ich weiß, gnädiger Herr, daß Sie nun ruhigen Herzens sind!"

„Was Wilhelm erzählt, ist vollkommen richtig," nahm Mr. Landry das Wort. „Der Förster sagte mir damals, er habe mich im Park gefunden und für todt gehalten. Da es für meine Genesung unbedingt nothwendig war, daß ich mich Wochen lang ganz still auf meinem Lager verhalten mußte, so hatte ich Zeit, mir während dessen zu überlegen, was eigentlich vorgegangen und was der Grund des Angriffs auf mich gewesen. Den wahren Grund konnte ich natürlich nicht ahnen. Daß es Menschen gebe, die meine Mutter für ehrlos hielten, hätte ich niemals geglaubt. Und nur Ihrer Jugend ist es zuzurechnen, Herr von Erneckow, daß Sie einen so schmachvollen Verdacht hegen konnten. Ich nahm also an, daß Sie — meine Brüder — durch Zufall das Geheimniß meiner Geburt oder nur einen Theil desselben erfahren hätten, und daß Sie, von einem übermäßigen falschen, hochmüthigen Ehrgefühl gestachelt, den Beschluß gefaßt hätten, den Bruder, den Sie für illegitim hielten, aus dem Wege zu schaffen. Ich weiß noch sehr gut, welche furchtbaren Kämpfe es mich kostete, bei diesem Gedanken ruhig zu bleiben und nicht Rechenschaft zu fordern. Endlich aber gewann die Liebe zu meiner Mutter die Oberhand. Sie hätte am meisten darunter leiden müssen, wenn ich ihre Söhne des versuchten Mordes anklagte. Ganz Deutschland würde von dieser verruchten That gesprochen haben und auch das Geheimniß meiner Geburt wäre dabei zur Sprache gekommen. So sah ich denn ein, daß mir nichts übrig bliebe, als heimlich mein

Vaterland zu verlassen und für die Welt, die hinter mir lag, auf ewig todt zu sein. Ich verließ in aller Stille Europa und nahm den Namen an, den ich jetzt führe und stets führen werde, da ich ihn selbst und durch eigene Kraft zu einem geachteten gemacht habe. Ich fühlte wohl, daß meine theure, stets unvergessene Mutter durch mein Schweigen betrübt sein müsse; ich wollte ihr auch später Nachricht von mir senden. Aber mein Schicksal warf mich in der fremden Welt wie einen Ball herum, und als ich zufällig einen Deutschen aus unserer Gegend traf, hörte ich, daß Frau Mathilde von Erneckow gestorben sei. Nun, ihr Segen ruhte auf mir und ich ertrug mit der Fassung eines Mannes den schweren Schlag. Deutschland war für mich nicht mehr vorhanden. Jahrzehnte lang blieb ich ohne jede Verbindung mit dem Mutterland. Der Erneckows aber gedachte ich stets mit dem tiefsten Haß; denn ich mußte mir sagen, daß kein Tropfen von dem Blute meiner Mutter in ihnen sei."

„Und denken Sie heut noch so — heut, da Sie wissen, mehr als ich Ihnen jemals sagen kann, welches Leben ich geführt habe, seit ich die Wahrheit erfuhr?" fragte Herr von Erneckow.

„Ich werde jene wilde blutige That nie billigen, nie verzeihen können," antwortete Mr. Landry. „Ihnen aber kann ich verzeihen, weil Sie der Jüngste waren und der Aufforderung der Brüder folgen mußten — und weil ich seit dem heutigen Abend weiß, daß es Ihnen mit Ihrer Reue Ernst ist."

„Ja, heiliger Ernst!" rief Herr von Erneckow und das harte Gesicht des alten Herrn leuchtete von einem erhabenen Entschluß. „Ich bin bereit, die Strafe zu erdulden, welche die weltliche Gerechtigkeit über mich verhängen wird!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Mr. Landry, dessen Züge ihre Strenge vollkommen verloren hatten. „Sie werden doch nicht annehmen, daß ich als Ankläger einer That auf-

treten wolle, die ich zwar nicht billige, aber doch — namentlich was Sie anbetrifft — in milderem Lichte betrachten muß? Erst heut' kann ich Ihnen mit aufrichtigem Herzen dafür danken, daß Sie mir, und mehr noch meinem Sohne, mein Leben erhalten!"

„O, wenn Sie wüßten, was ich empfand, als ich Sie auf dem Wrack erkannte — denn ich erkannte Sie im Augenblick!" rief der alte Herr in tiefster Bewegung. „Ich glaubte, Gottes Hand zu erblicken und war überzeugt, daß ich die Meinen nie wiedersehen werde."

„Es war auch Gottes Hand!" sagte Wilhelm ernst.

„Ja, ja, sie war es, und ich preise sie!" rief der Schloßherr. „Zwar thut es mir weh um der Meinen willen, daß die ganze Welt sprechen wird von jener That und daß mein Name in den Mund aller Leute kommt . . . Doch, Sie können nicht verstehen, wie ich das meine," fügte er hastig hinzu und erzählte dann in kurzen Abrissen sein Gespräch mit Bittensee und den Ausgang desselben.

Alle wurden bleich. Frau von Erneckow sprang auf und blickte entsetzt auf ihren Mann.

„Nein, das thut er nicht!" rief sie. „Er hat Dir nur gedroht! Das wäre schmachvoll."

„Er thut es," antwortete Erneckow fest. „Ich las in seinen Augen den unbeschreiblichen Durst nach Rache. Dieser Mann ist zu Allem fähig."

„Was will er, jetzt nach mehr als dreißig Jahren!" rief Mr. Landry. „Wo ist der Ankläger? Wo ist jetzt das Verbrechen, wenn ich es nicht bestätige? Glaubt irgend Jemand in diesem Kreise im Ernst, daß ich nach dem, was ich heut' erfahren, den Sohn meiner Mutter in's Gefängniß schicken werde? War die That so lange den Menschen verborgen, so mag sie auch nun verborgen bleiben für die Ewig-

keit! Du hast schwer gebüßt, Bruder, als Mann kann ich das würdigen, und fern sei es von mir, ein Herz zurückzuweisen, das ernstlich meine Liebe wünscht. Verlache jenen Schurken! Ich wünschte, er käme zu mir!"

Herr von Erneckow, überwältigt von der Gluth wahrer Verzeihung und Innigkeit, die aus den Worten des Bruders sprach, streckte ihm beide Hände entgegen. Mr. Landry ergriff sie und hielt sie fest.

„Gebiete über mich!" sagte Franz von Erneckow. „Ich will Dich lieben und ehren, wie ich unsere Mutter stets geliebt und geehrt. Von heute ab werde ich ein froher Mensch sein, und wenn sie mich auch auf die Bank der Angeklagten setzen! Du lebst und Du verzeihst mir — um der Mutter willen! Bedenke, ich war so jung!"

„Seit ich weiß, und mehr noch, seit ich fühle, daß Du bereust, steht Dir mein Herz offen!" antwortete Landry. „Es wäre freilich uns Allen besser gewesen, wenn wir früher die Wahrheit erfahren hätten — Du, daß ich lebe, ich, daß Ihr damals nicht aus Hochmuth und Stolz, sondern aus einer Art Ehrgefühl gehandelt, das freilich falsch, selbst verbrecherisch war. Unsere Mutter im Verdacht — o, Ihr armen, armen Thoren! Nun, noch ist Alles zum Guten gewendet! Berthold, denkst Du nun gerechter über mich?"

Berthold schien kaum mehr auf dieser Welt zu sein. Er stürzte seinem Vater an's Herz, abgerissene Worte stammelnd. Mr. Landry warf einen Blick auf Marianne. In solchem Augenblicke ahnt die Seele die geheimsten Gedanken des Andern — tief erröthend wandte sie sich ab. Und von welchem Glück erglänzten ihre Augen!

Jetzt trat auch Frau von Erneckow auf den Amerikaner zu.

„Herr von Heilsdorf . . ." sagte sie.

„Nein, gnädige Frau," unterbrach sie dieser, „nicht Herr

von Heilsdorf — ich bleibe Landry. Mein Sohn freilich mag den Namen annehmen, wenn er will. Aber ich behalte ihn."

„Nun, Herr Landry," sagte die Dame, „Sie verzeihen mir, daß ich nicht freundlicher war gegen den Mann, um dessenwillen der tollkühne und eigensinnige Erneckow fast sein Leben verloren hätte! Wie konnte ich auch ahnen . . ."

„Lassen wir Alles gut sein, gnädige Frau," erwiderte Landry. „Die ganze Vergangenheit ist todt."

„Ja, denn Du lebst!" rief Herr von Erneckow, der dann auf Berthold zutrat und den jungen Mann in seine Arme schloß.

„Junge", sagte er, „ich mochte Dich vom ersten Tage an gut leiden, Du bist aus gutem Stamm. Ich möchte wohl Deine Mutter gekannt haben. So einen Neffen wünschte ich mir zu meiner Nichte. Ja, Marianne, er ist eigentlich so halb und halb Dein Cousin. Aber was hast Du denn . . ."

Berthold hatte Marianne die Hand gereicht und das Erblassen und Erglühen auf den Wangen Mariannens, das selige Leuchten in Berthold's Blicken, ließ keinen Zweifel zu. Der alte Herr machte große Augen.

„Bin ich denn blind gewesen?" sagte er leise vor sich hin.

Mr. Landry unterbrach seine Gedanken.

„Franz", fragte er, „hast Du kein Bild von unserer Mutter?"

„Komm", rief der Schloßherr, seinen Arm ergreifend. „Sie wird sich im Himmel freuen über den heutigen Tag. Und vielleicht haben wir ihr ein Geheimniß anzuvertrauen."

Er lächelte und deutete auf Marianne und Berthold, die schweigend, mit gesenkten Blicken, einander gegenüber standen.

„Ja, um des Jungen willen bin ich mehr noch glücklich, als um meinetwegen", sagte Landry leise.

„Also es ist richtig?" flüsterte Erneckow.

„Ich glaube, der wäre im Stande gewesen, sie hier aus

dem Schloß herauszuholen, wie uns aus dem Wasser", antwortete Landry flüsternd.

Sie gingen Arm in Arm der nächsten Thür zu. Da klopfte es stark an die Eingangsthür.

„Ich hatte doch gesagt, man solle uns nicht stören", rief Herr von Erneckow. „Nun sieh, Wilhelm, wer es ist."

Er blieb mit Landry stehen. Wilhelm öffnete die Thür. Man sah einen Mann im Bauernanzuge mit erschrecktem Gesicht in derselben erscheinen. Er flüsterte Wilhelm einige Worte zu. Dieser ging zu seinem Herrn und schien ihm das Gehörte leise mitzutheilen. Herr von Erneckow fuhr zusammen.

„Ein Verschweigen dieser Nachricht ist nicht möglich", sagte er dann mit schwerer Stimme. „Man hat Herrn von Bittensee auf der Straße nach Volckenberg erschossen gefunden. Es liegt kein Selbstmord vor. Meine Pflicht ruft mich zu der Leiche des Unglücklichen. Wir werden ein ander Mal mit ruhigem Gemüth vor das Bild unserer Mutter hintreten, Victor. Wilhelm, Du begleitest mich."

„Ich gehe mit Dir!" sagte Landry.

„Ich auch", rief Berthold.

Frau von Erneckow war fast ohnmächtig in einen Sessel gesunken. Marianne kniete neben ihr und sprach ihr zu. Die Männer nahmen ernst von ihnen Abschied.

Ja, die Nachricht war richtig. Mitten auf der Landstraße, die den Wald durchschneidet, lag die Leiche Hermann von Bittensee's Die Kugel, dem Anscheine nach eine Spitzkugel, war ihm durch die Brust gegangen.

Als man die Leiche nach dem nächsten Dorfe — es war Volckenberg — geschafft, und Herr von Erneckow die Papiere untersuchte, die man aus der Brusttasche genommen,

fand sich auch ein Brief darunter von dem Revierförster Jungmann in Wildenthal, der seinem „gnädigen Herrn“ auf dessen Anfrage mittheilte, man erzähle sich in der dortigen Gegend, es sei einmal vor langen Zeiten von den drei Brüdern Erneckow ein Mord verübt worden, und zwar — darüber sei man ungewiß — entweder an einem Liebhaber der Mutter oder an einem Sohne derselben aus früherer Verbindung. Man scheue sich aber davon zu sprechen, da die alte gnädige Frau, noch immer in gutem Andenken stehe.

Erneckow wollte den Brief zu den Protokoll-Akten legen und that dies auch. Landry aber nahm ihn ruhig und verbrannte ihn, ohne daß Erneckow, der es zu spät bemerkte, es hindern konnte.

„Die Vergangenheit ist todt!“ sagte der Amerikaner. „Es würde nur müßiges Gerede daraus entstanden sein. Die Sache geht nur mich an. Ich verantworte es.“

Lange Zeit zerbrach man sich den Kopf über den Mörder. Ein Raub lag nicht vor, ein Selbstmord eben so wenig. Und Berthold schwieg über seine Unterredung mit Josephine Ranack, der Försterstochter. Er hielt sich nicht für berechtigt, das Mädchen auf Grund jener Unterredung zu verdächtigen.

Aber nach einem halben Jahre ward der Schleier gelüftet. Ein berüchtigter Wilddieb der Gegend war von dem Förster Ranack schwer verwundet, gefangen genommen und dem Gericht überliefert worden. Aus Rache erzählte er, wie er an einem Abend im Walde gewesen nnd der Tochter des Försters, die mit einem Gewehr an ihm vorüber gegangen, gefolgt sei. Er habe beim Mondschein deutlich gesehen, daß sie den Herrn von Bittensee erschossen.

Das Mädchen ward verhaftet. Aber da die Kugel nicht

gefunden worden, und da man den Aussagen des Wilddiebs rachsüchtige Gründe unterlegte, so mußte man sie wieder entlassen. Der Vater bat um seine Pensionirung und zog nach Böhmen zurück. Josephine verließ ihre Eltern und man hörte nichts mehr von ihr.

Berthold erzählte nun im Geheimen dem Schloßherrn und dem Vater jene Unterredung. Im Verein mit der Aussage des Wilddiebs ließ sich kaum noch daran zweifeln, daß sie, die geübte Schützin, den Ungetreuen erschossen. Aber zu einer Verurtheilung würde auch dieses Zeugniß nichts beigetragen haben, und die Männer beschlossen deshalb, darüber zu schweigen. Möglich ist es jedoch, daß Herr von Erneckow seiner Frau gegenüber einige Andeutungen fallen ließ, um ihr zu beweisen, wie sehr sie sich in Allem geirrt. Der unglückliche Vater Bittensee's starb bald darauf und die Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse blieb nun Keinem mehr verborgen.

Um diese Zeit war Berthold längst der glückliche Bräutigam Mariannens. Frau von Erneckow, die wohl fühlte, daß sie manches Unrecht wieder gut zu machen habe, zeigte sich so liebenswürdig gegen Berthold, als es ihre Natur erlaubte. Sie verlangte allerdings, daß Berthold den Namen Heilsdorf annehme; aber in Uebereinstimmung mit Marianne lehnte der junge Mann dies ab, und Frau von Erneckow mußte sich in das herbe Schicksal fügen, aus der Comtesse Marianne Wiletzka eine einfache Frau Landry werden zu sehen. Sie erzählt es jedoch Jedem im Vertrauen, daß Herr Landry der legitime Sohn Seiner Königlichen Hoheit des * * * von * * * ist und nur aus Rüsicht auf noch lebende Personen keinen Anspruch auf den ihm gebührenden Rang macht.

Herr Wülfing erholte sich nur langsam von seiner Krankheit, und die Aerzte riethen ihm ernstlich, ein milderes

Klima aufzusuchen. Er verkaufte sein Gut an Berthold Landry und zog nach der südlichen Schweiz. Mr. Landry kaufte die Grundstücke zwischen Neuendorf und Strössow, so daß die beiden Güter, die ja doch in einer späteren, hoffentlich noch fernen Zeit in einer Hand vereinigt werden, nun auch räumlich zusammengehören und ein Besitzthum bilden, wie es in jener Gegend nicht zum zweiten Mal zu finden ist.

Wilhelm war selbstverständlich fast immer unterwegs zwischen Neuendorf und dem Dünenschloß, er hatte ja auch nichts Anderes zu thun. Seit aber der erste Enkel auf Neuendorf geboren ist, legt er eine besondere Vorliebe für diesen Ort an den Tag und bleibt auch zuweilen die Nacht dort in seinem gemächlich eingerichteten Zimmer. Mit William — dem Diener und Begleiter Mr. Landry's, der schon längst aus Kopenhagen eingetroffen war — hat er eine sehr intime Freundschaft geschlossen und dieser erzählt ihm die merkwürdigsten Geschichten von Amerika.

Augenblicklich befinden sich beide Familien — Wilhelm mit eingeschlossen — auf einer Reise durch Italien, und als Marianne zum ersten Mal den Golf von Neapel erblickte, hat sie gewiß jenes Morgens auf dem Altan an der Ostsee gedacht und dem glücklichen Gatten gestanden, was sie schon damals geträumt und ersehnt.

Druck von R. Gensch & Elsner in Berlin.

Mützelburg, Adolf,

Das Schloss an der Ostsee Erzählung von Adolf Mützelburg

Berlin 1869